

# Damit Bindung gelingt...



Jahresbericht  
2014

[www.diakonie-sachsen.de](http://www.diakonie-sachsen.de)



Liebe Leserin, lieber Leser,

„Mein Baby kann mich nicht leiden. Es schreit dauernd. Ich mag es bald auch nicht mehr“ – das sind die Worte einer jungen Mutter, die zu einer unserer Schwangerschaftsberaterinnen in die Sprechstunde kam. Die Be-

raterin hatte große Mühe, ihr zu erklären, dass das Schreien ihres Säuglings nichts damit zu tun hatte, dass das Kind seine Mutter nicht mochte, sondern Ausdruck eines vermutlich körperlichen Mißbehagens und ein verzweifelt Ruf nach mütterlicher Hilfe und Zuwendung war.

Warum erzähle ich das? Weil es eindrücklich klar macht, dass eine gelingende Mutter-Kind-Bindung nicht selbstverständlich ist. Manchmal fehlen Wissen und Vorbilder, manchmal Geduld und Ausdauer, manchmal sind die finanziellen und sozialen Bedrückungen zu groß. Tatsache ist, dass sich zwar nahezu alle Menschen nach familiärem und elterlichem Glück sehnen, es aber immer schwieriger zu werden scheint, Familie zu leben. Die steigenden Heimunterbringungen von Kindern bestätigen dies. Kaum eine Woche vergeht, in der nicht gemeldet wird, dass die Ausgaben für nötig gewordene Inobhutnahmen dramatisch weiter ansteigen. Und wenn man sich überlegt, was alles in den Familien passiert sein muss, ehe das Jugendamt den Eltern ein Kind „wegnimmt“, dann kann man all die damit verbundenen kindlichen Schrecken und Traumata nur erahnen.

Wir wissen heute: Die sichere Bindung zu einer primären Bezugsperson ist für ein Kind die wichtigste Ressource für

den Erwerb von Urvertrauen in die Welt und in die Menschen. Sicher gebundene Kinder entfalten ihre sozialen, emotionalen und kognitiven Kompetenzen schneller und entwickeln Resilienz, wenn es später im Leben darum geht, auch mit Schicksalsschlägen und Enttäuschungen umzugehen. Sicher gebunden, haben es Kinder schon im Kita- und Schulalter auch hinsichtlich ihrer Persönlichkeitsentwicklung gegenüber unsicher gebundenen wesentlich leichter.

Und wir wissen auch: Viele unserer „Klienten“ sind Menschen mit Bindungsstörungen. Von Kindheit an lebten sie mit einem erhöhten Risiko des Scheiterns. Viele wurden früh und chronisch traumatisiert. Es ist einfach so: Der Mensch ist ein Wesen, das verlässliche, menschliche Bindung braucht. Es scheint paradox und ist dennoch so: Nur ein sicher gebundener Mensch ist ein wahrhaft freier Mensch. Darauf weist auch der Apostel Paulus in seinem Brief an die Galater hin, wenn er schreibt: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit.“ Aus der Geborgenheit, die Jesus Christus schenkt, aus unserem Gottvertrauen heraus erwächst uns eine wunderbare und im Glauben gehaltene Freiheit. Ja, die Bindung an Gott, christlicher Glaube machen frei. Richtig gewählte Bindungen verleihen uns Freiheit und setzen enorme Kräfte frei.

Diakonie und ihre Kirche wollen Familien stärken, wo immer sie können. In unseren Kirchgemeinden, in unseren Kitas, in Familienzentren und Beratungseinrichtungen. Aber wir erinnern auch immer wieder daran, dass Familie und Kinder nicht nur Privatsache sind. Staat und Gesellschaft sind ebenfalls verantwortlich für das Aufwachsen von Kindern und müssen dafür Sorge tragen, dass Lebensperspektiven und -chancen nicht zu ungleich verteilt sind. So haben wir gemeinsam mit der Caritas im Sommer 2014 ein gemein-

sames Papier erarbeitet „Damit Bindung gelingt – Familien stärken“. Darin bitten wir die Politik in Sachsen darum, in der vor uns liegenden Legislaturperiode die Familie sehr viel nachdrücklicher und „bindungstheoretischer“ als bisher in den Focus zu nehmen.

Um auf das eingangs angeführte Beispiel zurückzukommen: Der jungen Mutter reicht die Betreuung einer Hebamme für gerade mal zehn Wochen nicht aus, um stabil und sicher mit ihrem Baby umgehen zu können. Sie braucht eine Familienhebamme, die sie mindestens über das erste Lebensjahr ihres Kindes hinweg unterstützt, betreut und bestärkt. Solche nachhaltigen Beziehungs-, Erziehungs- und Bildungspartnerschaften zwischen professionellen Akteuren und den Eltern rund um die Geburt und über die ersten Lebensjahre des Kindes hinweg, könnten im übrigen auch ein Gebot der „ökonomischen“ Vernunft sein. Wir haben in unserem Positionspapier aber nicht nur konkrete Erwartungen an die Kommunal- und Landespolitik formuliert. Wir wollen uns als Kirchen und christliche Sozialverbände genauso zu unserer Verantwortung bekennen und dazu beitragen, Familien als verlässliche Gemeinschaft zu stärken. Auch als familienfreundlicher Arbeitgeber sind wir an dieser Stelle gefragt und nicht zuletzt auch als politischer Akteur, der Verwaltungen, Behörden und Krankenkassen an ihre Bindung an geltendes Recht erinnert, damit bestehende Rechtsansprüche auch eingelöst werden.

Wir sind einfach für Bindung geschaffen. Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre unseres „Bindungsberichts“!

Ihr Christian Schönfeld

**Offene Sozialarbeit der Diakonie Sachsen**

- 04 KirchenBezirksSozialarbeit
- 05 Schuldnerberatung
- 06 Wohnungslosenhilfe

**Kinder- und Jugendhilfe**

- 08 „Eine Gesellschaft offenbart sich nirgendwo deutlicher als in der Art und Weise, wie sie mit ihren Kindern umgeht.“
- 10 Sie sind unsere Zukunft – doch an Kindern und Jugendlichen wird weiter gespart
- 12 Für eine glückliche Kindheit ist es nie zu spät!
- 14 Schulische Bildung mit Bindung an das evangelische Profil
- 16 Pädagogische Fachkräfte in Kitas und Krippen wissen: Bindung beruht auf guten Erfahrungen
- 18 Hilfen zur Erziehung  
Was ist die am wenigsten schädliche Alternative?
- 20 „Eine gute Bindung braucht keinen Knoten“  
Vom Glück, ein Pflegekind ins Leben zu begleiten
- 22 Vom Glück, Kindern ein Zuhause zu geben

**Freiwilliges soziales Engagement**

- 24 Verbunden mit Gott und der Welt

**Behindertenhilfe**

- 26 Gerade in der Werkstatt wichtig:  
Das gute Gefühl des Gebundenseins am Arbeitsplatz
- 28 Bindungen von Menschen mit Behinderungen erhalten und stärken
- 30 Wenn sich alte Bindungen lösen:  
Ambulante Wohnformen machen Neues möglich

**Altenhilfe**

- 32 Viele ungelöste alte Probleme: Altenhilfe in Sachsen wartet dringend auf neue Impulse
- 34 Bindung und Demenz: Das Gefühl stirbt zu allerletzt

**Hospizarbeit**

- 36 Nicht zu spät rufen –  
damit Bindung bei der Sterbebegleitung gelingt

**Psychologische Dienste**

- 38 Keine Beratung ohne das Thema Bindung
- 38 Schwangeren- und Schwangerschafts(konflikt)beratung
- 39 Familien- und Erziehungsberatung
- 42 Ehe- und Lebensberatung
- 44 TelefonSeelsorge
- 45 Diakonische Beratungsstellen

**Suchtkrankenhilfe**

- 46 Das eigentlich Heilende sind Bindung und eine gute Beziehung
- 48 Abstinenz, damit eine neue Bindung gelingt!

**Migrationsdienste**

- 49 Wenn die neuen Nachbarn kommen...  
Damit neue Bindungen möglich werden!

**Arbeit und Gesetzgebung**

- 50 Arbeitslosigkeit heißt auch Bindungsverlust
- 52 Das Sozialrecht: Permanent im Wandel –  
und dennoch stets bindend

**Ökumenische Diakonie**

- 54 Spenden-Aktionen
- 55 Brot für die Welt
- 56 Solidaritätssparbrief „Eine Welt“
- 57 Hoffnung für Osteuropa
- 58 Katastrophenhilfe

**Zahlen und Fakten**

- 60 Statistik Diakonie im Freistaat Sachsen 2014
- 62 Ausgewählte Daten der Jahresrechnung 2013

## Bindung braucht Zeit und Kontinuität

### Offene Sozialarbeit der Diakonie Sachsen



#### KirchenBezirksSozialarbeit

**„Hier bin ich. Das denke ich. Dazu stehe ich.“ Unter diesem Thema fand die Jahrestagung der Offenen Sozialarbeit statt – ganz im Sinne der Lutherdekade und des Jahresschwerpunkts „Reformation und Politik“. In welcher Verbindung stehen meine eigenen Wertevorstellungen zu den Ansprüchen und (Arbeits-) Aufträgen, zu den Erwartungen der Klientinnen und Klienten? Selbstbestimmung und Fremdbestimmung sind in den Beziehungen jeden Tag neu auszuloten und und müssen reflektiert werden.**

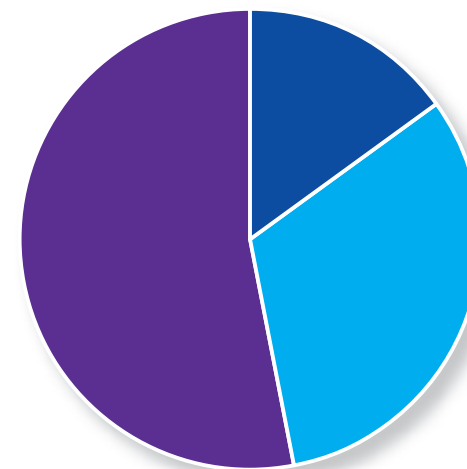
Immerhin suchten 4.333 Hilfesuchende die 30 Beratungsstellen der KirchenBezirksSozialarbeit (KBS) auf, im Vorjahr waren es 3.718. Als Problem an erster Stelle stand die materielle Existenzsicherung – obwohl fast ein Drittel ein eigenes Erwerbseinkommen hatte (30 %) – gefolgt von Lebensfragen, Krisen und gesundheitlichen Problemen mit einem Kurantrag. Diese sich verfestigende Armut belastet den Alltag, das Familienleben, die Beziehungen zu Freunden und zum weiteren Umfeld wie die Schule oder den Arbeitsplatz. Über der täglichen Sorge um Mietzahlung, Nahrungsbeschaffung, Ausstattung mit Schulmaterialien, Bekleidung, einen neuen Kühlschrank, eine dringend benötigte Brille ... bleibt keine Zeit zum Zuhören, Reden und gemeinsamen vergnüglichen Erleben.

Die KBS setzt sich deshalb dafür ein, dass die gemeinsamen Familienurlaube wieder vom Freistaat Sachsen gefördert werden, damit Familien eine gemeinsame, unbeschwerte Zeit erleben können. Auch die Kuren über das Müttergenesungswerk sind für die Bindung innerhalb der Familie und die gesundheitliche Stärkung der Mütter von großer Bedeutung. Die KBS berät Mütter und zunehmend auch Väter zur Antragstellung.

In den Kirchenbezirken werden gemeinsam mit den Kirchengemeinden Projekte aufgebaut, welche das Miteinander im Wohngebiet, Stadtteil und der Region fördern und mit Leben füllen. So gibt es beispielsweise in Pirna die „Nachbarschaftshilfe“, in Leipzig das „Gartenprojekt und mo-

biles Kochen“ und in Zwickau das „Gemeinsame Leben im Lutherpark“. Bindung benötigt Kontinuität, so dass es immer ein Ziel sein muss, zeitlich befristete Projekte – die rege angenommen und mit Leben erfüllt sind – in stabile, dauerhafte Angebote münden zu lassen.

#### Haushaltsstruktur der Ratsuchenden in den KBS-Beratungsstellen



- 53 % Haushalte mit Kindern
- 32 % Haushalte ohne Kinder
- 15 % keine Angaben

## Schuldnerberatung

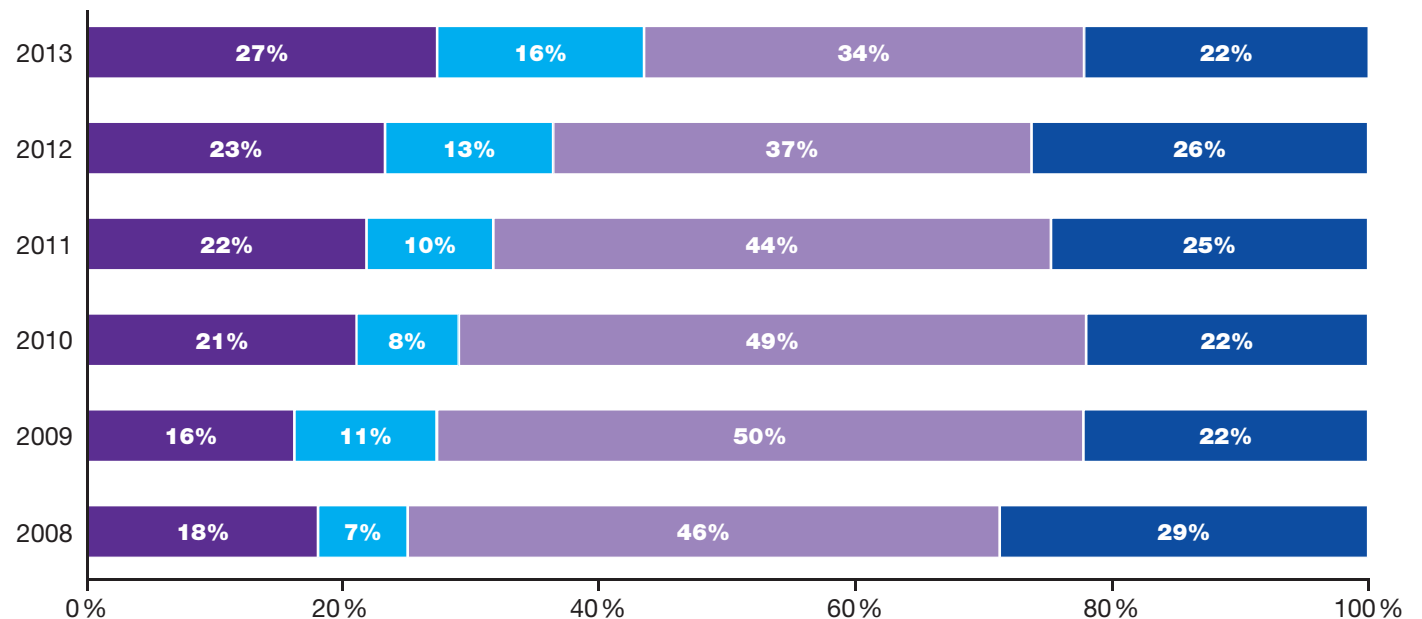
„Und dann war's plötzlich dunkel und kalt.“ **Allein im Jahr 2013 wurde in über 10.000 Haushalten in Chemnitz, Dresden und Leipzig der Strom abgeschaltet – für die Landkreise liegen keine Zahlen vor.<sup>1</sup>**

Um auf das zunehmende Problem der Energiesperren aufmerksam zu machen, fand die bundesweite Aktionswoche Schuldnerberatung unter diesem Motto statt. Die Europäische Union hat die Problematik in zwei Richtlinien anerkannt und fordert die Länder zur wirksamen Bekämpfung von Energiearmut auf. Belgien, Frankreich und Großbritannien haben Maßnahmen für schutzbedürftige Energiekunden ergriffen – in Deutschland fehlen diese bislang.

In den 19 Schuldnerberatungsstellen (SB) einschließlich Nebenstellen wird die Brisanz der Überschuldung deutlich: 3.653 Hilfesuchende erhielten kontinuierliche Beratung. Der Anteil derer, die Lohn/Gehalt erhielten und teilweise noch ergänzende Sozialleistungen beziehen mussten, um ihr Existenzminimum zu sichern, stieg allein in den letzten 5 Jahren kontinuierlich an. Die Folgen des prekären Arbeitsmarktes mit seinem Niedriglohn werden hier besonders deutlich. In den Familien – welche rund 2/3 aller Rat suchenden Personen ausmachten – waren insgesamt 1.152 Kinder mit von der Notlage betroffen. Die familiäre Situation ist von Verzweiflung und Angst geprägt und die Bindungen



## Einkommen im Hinblick auf Anteil der SGB II-Leistungen



sind stark belastet. Die Insolvenzberatung ist eine gute Möglichkeit, einmal von der Schuldenlast befreit zu werden. Mit 626 außergerichtlichen Einigungen im Vorjahr wird allerdings deutlich, dass nur ein Bruchteil der überschuldeten Menschen auf diesem Weg schuldenfrei werden kann.

- Lohn/Gehalt ohne ergänzende SGB II-Leistungen
- Lohn/Gehalt mit ergänzenden SGB II-Leistungen
- ausschließlich SGB II-Leistungen
- sonstiges Einkommen

<sup>1</sup>vgl. Kleine Anfrage an den Landtag Drs 5/13609





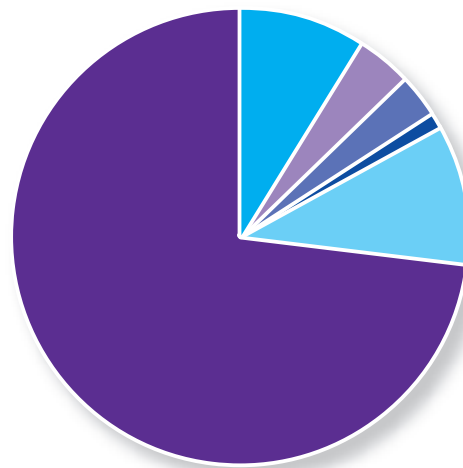
### Wohnungslosenhilfe

„Etwas Besseres als den Tod findest Du überall.“  
Vier Tiere schließen sich zu einer Notgemeinschaft zusammen und verlassen, da sie schlecht behandelt werden und vom Tod bedroht sind, ihre Heimat. In neuer Formation können sie sich an einem neuen Ort in Frieden und Freiheit niederlassen und als einen positiven Nebeneffekt böse Räuber vertreiben. Das Märchen der Bremer Stadtmusikanten steckt voller Lebensweisheiten und erklärt komplizierte Zusammenhänge in schlichter Vereinfachung.

Der Bundeskongress der Evangelischen Obdachlosenhilfe in Bremen unter dem Thema „Suppe, Beratung, Politik“ und unter Mitwirkung der Diakonie Sachsen war zwar kein Märchen, doch konnten verblüffende Zusammenhänge mit der Realität hergestellt und dadurch Lösungen aufgezeigt werden – mit Gewinn für die Praxis.

In den 29 Hilfeangeboten für wohnungslose und von Wohnungslosigkeit bedrohte Menschen erhielten 2.730 Hilfesuchende Beratung und Begleitung. Innerhalb von 10 Jahren hat sich die Anzahl fast verdoppelt (2004: 1.537). Mehr als 2/3 waren arbeitslos und bezogen „Hartz IV“ bzw. jeder 7. hatte gar kein Einkommen. Die meisten lebten allein, der geringste Teil lebte mit PartnerIn und mit Kindern. Dennoch waren 590 Kindern mit von Wohnungsnot betroffen.

### Haushaltsstruktur der Ratsuchenden in der Wohnungslosenhilfe



- 73 % alleinstehend
- 9 % alleinerziehend
- 4 % mit Partner, ohne Kinder
- 3 % mit Partner, mit Kind(ern)
- 1 % in Herkunftsfamilie
- 10 % keine Angaben

Die einzigen Kontakte bestanden oft nur zu den Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern der Beratungsstellen. Ihr Ziel ist jedoch, die wohnungslosen Menschen zu befähigen, eigene, glückliche Verbindungen eingehen zu können, ohne dass sie benutzt werden oder abhängig vom Hilfesystem bleiben. Diese Befähigungsarbeit braucht Zeit, ist aber lohnenswert. Unabdingbar dafür sind positive Rahmenbedingungen, welche die Aufnahme eigener Erwerbsarbeit ermöglichen und damit einen eigenen Verdienst, der den Lebensunterhalt sichert, ein sozialer Wohnungsbau, damit der Zugang zu Wohnraum für arme Menschen möglich ist und sichere Sozialleistungen, die nicht durch Einschränkungen gefährdet sind, wie dies aktuell der Fall ist.

**Diese „bösen Räuber“ gilt es noch immer zu vertreiben, damit aus Notgemeinschaften Freunde werden und sie in einem eigenen Zuhause ruhig und friedlich leben können.**

Rotraud Kießling  
Referat Offene Sozialarbeit

## „Eine Gesellschaft offenbart sich nirgendwo deutlicher als in der Art und Weise, wie sie mit ihren Kindern umgeht.“

**Stefan Winkelmann ist Fachbereichsleiter Kitas und Schulen, Diakonie Leipziger Land; die Fragen stellte Sigrid Winkler-Schwarz**

**Frage:** Es gibt in Sachsen genügend Krippenplätze – aber stimmt auch die Betreuungsqualität in den Krippen? Internationale Studien sagen klar, dass bei sehr kleinen Krippenkindern eine Betreuung von 1:2, bei den älteren eine von 1: 3 herrschen sollte. Das ist in den allermeisten Krippen in Deutschland nicht der Fall, in Sachsen sowieso nicht. Bisher gibt es hier ein Verhältnis von 1:6. Wieviele Krippenerzieherinnen haben Sie und wie sieht es in Ihrer Einrichtung aus? Was heißt das für die Qualität der emotionalen Erzieherin/Kind-Beziehung?

**S. Winkelmann:** *Der Betreuungsschlüssel ist lediglich ein Berechnungsschlüssel! In der Praxis heißt das, dass eine 8 Stunden arbeitende Erzieherin 6 Kinder betreut, die von 6–17 Uhr, also 9 Stunden in der Krippe sind. Was natürlich nur im „Schichtwechsel“ und mit Randbereichen, wo nur eine Erzieherin für zwei Gruppen zuständig ist, möglich ist. Es gibt dabei keine Zeiten für Vor- und Nachbereitung, Qualitätsmanagement, Dokumentation, Weiterbildung, Urlaub, Krankheit. Das ist wahrlich keine befriedigende Situation. Wenn dann aber tatsächlich alle Mitarbeitenden anwesend sind, sind die Kinder doch recht sicher im Umgang mit „ihrer Erzieherin“. Häufige Wechsel verunsichern natürlich, daher müssen Räume, Gruppengröße und Dienstplan optimal auf diese Bedürfnisse der Kinder zugeschnitten werden*

*– was besonders in älteren Gebäuden aber eher seltener gelingt.*

**Frage:** Diese sehr kleinen Kinder sehen also unter der Woche sehr viele Menschen und das auch noch zu unterschiedlichen Zeiten – sind die Kinder damit nicht total überfordert, was ihre emotionalen Bindungen, Beziehungen und die Sicherheit angeht? Und geraten sie dadurch nicht in Stress?

**S. Winkelmann:** *Das kann man nur mit einem Ja beantworten. Deshalb sind feste und sichere Bezugspersonen und optimale Räume mit Möglichkeiten zur Ruhe und zum Rückzug für die Kleinsten ja so wichtig. Dass die Kinder noch so klein sind, wenn sie zu uns kommen, ist in vielen Fällen der ökonomischen Situation der Eltern geschuldet. Ein Gehalt alleine reicht häufig eben nicht. Allerdings muss man auch sagen, dass einzelne Kinder bei uns leider besser aufgehoben sind als bei ihren Eltern.*

**Frage:** Braucht es nicht eine gezieltere Ausbildung von Erzieherinnen für den Frühkindbereich? Es ist doch einfacher, mit drei bis sechsjährigen Kindern zu spielen, als drei oder vier oder noch mehr Säuglinge zu versorgen? Und haben Erzieherinnen denn unbedingt Ahnung von Säuglingen?

**S. Winkelmann:** *Alle Erzieherinnen wissen zumindest um die Besonderheiten von Säuglingen und Kleinkindern – aber klar ist auch, dass Erziehende, die selbst Eltern sind, dabei*

*im Vorteil sind. Und für die Allerkleinsten braucht es Mitarbeitende, die psychisch besonders stabil sind und Ruhe ausstrahlen! Die Erzieherinnen sind aber alle sehr motiviert. Was vielleicht unterschätzt wird: Wie wichtig der Raum ist, in dem alles stattfindet. Die zeitintensiven Dinge wie Essen, Wickeln, Anziehen brauchen die einfühlsame Bindungsperson. Wenn die Kinder sicher gebunden sind, dann entdecken sie um die Bindungsperson herum ihr Umfeld in immer größeren Kreisen. Sie explorieren aber gerne auch rund um die Bindungsperson herum quasi in konzentrischen Kreisen in den sie umgebenden Raum hinein. Daher ist die Raumgestaltung mit verschiedenen Ebenen, der Ausstattung mit bestimmten förderlichen Gegenständen und Materialien wichtig. Für diesen natürlichen Erkundungsdrang reicht dann aufmerksames „Dasein“.*

**Frage:** Was ist das besondere an diesem Alter?

**S. Winkelmann:** *Stress schadet der Hirnentwicklung in diesem Alter ganz besonders. Und dieser Stress stellt sich bei den ganz Kleinen schnell ein, wenn ihre Signale nicht relativ prompt beantwortet werden. Es verunsichert sie.*

**Frage:** Auch die zugewandteste Erzieherin schafft es nicht, mit sechs oder gar acht Kindern ausreichenden emotionalen Kontakt zu halten. Damit wird der Mangel an Zuwendung zur Alltagserfahrung von den Kleinen. Das müsste man doch dringend ändern? Und was sagen Sie als Diakonie Leipziger Land dazu?



**S. Winkelmann:** *Dazu ist schon längst alles gesagt worden. Die Fakten sind klar und ich verweise auf das gemeinsame Positionspapier und die Stellungnahme aller Spitzenverbände auf der Internetseite der Liga. Aber Tatsache ist einfach, dass Politik und Gesellschaft darin kein Problem sehen und andere Schwerpunkte setzen. Was sich nicht zuletzt auch in der mangelnden Wertschätzung für den Erzieherberuf spiegelt. Oder warum ist eine Stunde Autoreparatur dreimal so teuer wie eine Stunde qualifizierte Kinderbetreuung?*

**Frage:** Würden Sie sich verbindliche Standards, wie eine Krippe zu betreiben ist, wünschen?

**S. Winkelmann:** *Ich wünsche mir einen anderen Berechnungsschlüssel, verbesserte räumliche Bedingungen und eine zweistufige Qualifizierung der Fachkräfte: Nämlich einerseits ein Studium „Pädagogik der frühen Kindheit“ und andererseits den Ausbildungsberuf Erzieherin.*

**Frage:** Mütter und Väter sind häufig im Konflikt zwischen guter emotionaler Versorgung des Nachwuchses und der eigenen beruflichen Entwicklung. Was sagen Sie denen?

**S. Winkelmann:** *„Ganz einfach: Qualität und emotionale Sicherheit für das Kind sind das Wichtigste. Und manchmal muss man zu Gunsten der Kinder auch auf Einkommen/Arbeitszeit verzichten. Aber auch hier ist die Politik noch mehr gefragt, beispielsweise mit einer von der Allgemeinheit finanzierten kürzeren Arbeitszeit für junge Eltern. Das ist ja das, was sich viele junge Eltern wünschen: Dass beide verkürzt arbeiten und sich auch beide intensiv um ihr Kind kümmern können. Auf das Hausfrauenmodell als Hauptmodell für Familie möchte ich allerdings gerne verzichten.“*



**Frage:** Wie sieht aus Ihrer Sicht die optimale Eingewöhnung in eine Krippe aus?

**S. Winkelmann:** *Abgesehen davon, dass die Eingewöhnung je nach Kind unterschiedlich verläuft: Unabdingbar ist zu Beginn genügend Zeit der Eltern und genügend Mitarbeitende auf Krippenseite. Das Berliner Modell ist hier wegweisend, es zielt darauf ab, dass die Eingewöhnungsphase so lange dauern soll, bis die Bindung zur Betreuungsperson so stabil ist, dass sich das Kind ohne Angst von seiner Mutter trennen kann.*

**Frage:** Setzen sich Diakonie und Kirche aus Ihrer Sicht zu wenig für eine bindungsfreundliche Gesellschaft ein?

**S. Winkelmann:** *Man kann das Ganze auch gerne tiefer hängen: Ich frage mich oft, ob nicht eine Kirchgemeinde für die ihr anvertraute Kita mehr tun könnte: Etwa, wenn sie die Finanzierung einer FSJ-Stelle übernehme. Das würde uns schon Luft zum Atmen verschaffen. Oder der Kantor musikalische Früherziehung anbietet. Oder der Pfarrer einmal die Woche mit der Kinderbibel zur Andacht kommt. Oder, wenn die Eltern mit ihren Neugeborenen in die Kita kommen, ein Gespräch über die Taufe anbieten... Eine Bewusstseinsbildung dahingehend, was man mit den Kindertagesstätten eigentlich für einen zukunftssträchtigen Schatz in den Gemeinden hat und wieviel Potenzial da wäre, würde ich mir schon wünschen.*

## **Sie sind unsere Zukunft – doch an Kindern und Jugendlichen wird weiter gespart**

### **Das Jahr 2014 war ein unruhiges Jahr für die Kindertagesstätten und die durch den Europäischen Sozialfonds geförderten Einrichtungen der Jugendsozialarbeit (Produktionsschulen, Jugendwerkstätten, Soziale Arbeit an Schulen).**

Bei den Kindertagesstätten ging es im Vorfeld der Landtagswahl und der anschließenden Aushandlung des Koalitionsvertrags um politische Lobbyarbeit zur Erhöhung des Personalschlüssels, bei den Einrichtungen der Jugendsozialarbeit um einen nahtlosen Übergang in die neue Förderperiode (2014–2020). So plante die Sächsische Aufbaubank, die Förderung der Angebote an Schulen in den Sommerferien auszusetzen. Schließlich konnte das gesamte Jahr 2014 durch Landesmittel und die Aktivierung der Politik vor den Landtagswahlen abgesichert werden. Der Einbruch kam 2015. Das Sozialministerium hat in der neuen Förderperiode nur noch die Hälfte der Mittel zur Verfügung.

Das Diakonische Werk Sachsen hat sich in den vergangenen Jahren innerhalb der Liga intensiv um die Verbesserung des Personalschlüssels in den Kindertageseinrichtungen bemüht. Die Liga Kampagne „Weil Kinder Zeit brauchen“ startete im Jahr 2008. Seitdem wurden die Forderungen nach Verbesserungen der Rahmenbedingungen in Kindertageseinrichtungen kontinuierlich und fachlich fundiert bei den verantwortlichen Politikern vorgetragen.

Bundesweit hat Sachsen mit dem Personalschlüssel von 1:13 im Kindergarten, 1:6 in der Krippe und 1:24 im Hort den zweitschlechtesten Personalschlüssel im Ländervergleich. Die Personalschlüssel decken sich nicht mit den tatsächlichen Betreuungsschlüsseln, da derzeit bei den Berechnungen eine 9-stündige Betreuungszeit zu Grunde gelegt wird. Urlaub, Krankheitstage und Fortbildungen verzerren die rechnerischen Größen außerdem. Im Kindergarten kommen in der Regel 18 Kinder auf einen Erzieher. Im Herbst 2014 legte die CDU/SPD Koalition vertraglich Veränderungen für die sächsischen Kindertagesstätten fest, die leichte Verbesserungen bringen. Der Entwurf sieht vor, dass in 0,5er Schritten über die gesamte Legislaturperiode der Personalschlüssel verbessert wird. 2015/2016 wird der rechnerische Personalschlüssel im Kindergartenbereich auf 1:12 angepasst. In den Jahren 2017/2018 im Krippenbereich von 1:6 auf 1:5.

Die Diakonie Sachsen vertritt die Meinung, dass Kindertageseinrichtungen Orte sein müssen, an denen Kinder sich geborgen fühlen. Pädagoginnen benötigen Zeit und ausreichende Qualifikation, um z.B. auf Kinderfragen einzugehen, um Angebote kindgerecht spannend umzusetzen, um Kindern körperlich die notwendige Zuwendung zu geben, um Kinder anzuleiten, Dinge selbst zu tun. Diese Haltung wurde in einer entsprechenden Stellungnahme zum Haushaltsbegleitgesetz kommentiert. Die angedachten Verbesserungen bringen eine Entspannung, aber keine wirkliche Verbesserung der Betreuungssituation.

Die Diakonie Sachsen widmete sich außerdem im letzten Jahr dem Thema „Religiöse Bildung“ in Kindertageseinrichtungen. Der diesjährigen Mitgliederversammlung des Fachverbandes evangelischer Kindertagesstätten war ein Fachtag angegliedert, der sich mit der religiösen Bildung von Kindern in den Kindergärten beschäftigte. Das Thema wurde in den unterschiedlichen Facetten mit dem Blick auf die Kinder, Eltern, Fachkräfte und trägerverantwortlichen Kirchgemeinden, Werke und Vereine aufgegriffen und diskutiert. Mit Blick auf 2015 wird ein vertiefender Fachtag für Fachkräfte in Kindertageseinrichtungen vorbereitet. Der Fachtag findet 2015 in der Region Chemnitz statt.

Familien in unseren Regionen sollen mehr Unterstützung erfahren, daher fördert die Diakonie schon seit einigen Jahren Familienzentren mit Mitteln aus einer Haus- und Straßensammlung. Hier sind in den Einrichtungen vor Ort innovative Konzepte entstanden. In unseren Arbeitskreisen werden diese Konzepte vorgestellt und ausgetauscht, damit die Einrichtungen untereinander profitieren können. Wir freuen uns über die engagierte Arbeit in den Familienzentren vor Ort, die häufig durch Ehrenamt getragen wird, an vielen Stellen aber zunehmend Professionalisierung erfordert. Die Mitarbeiter schildern eine gefühlte Zunahme an Suchtkranken, psychischen Erkrankungen und überforderten Familien.



### Bereich Jugendarbeit

Für die Jugendarbeit ist der Ansatz (Jugendpauschale) im Haushalt 2015/2016 um 2 Millionen EUR auf 12.312 TEUR erhöht worden. Ebenfalls eine Erhöhung gab es für das Landesprogramm Schulsozialarbeit „Chancengerechte Bildung“ von 589,2 TEUR auf 2.600 TEUR. Angesichts der Tatsache, dass die Jugendpauschale 2010 schon mal bei 15.000 TEUR stand und der ESF um die Hälfte gekürzt wurde (von 152.419 Mio EUR in der Förderperiode 2007–2013 auf 77.853 Mio EUR in 2014–2020) fällt die Bilanz ernüchternd aus.

Zusammenfassend kann man sagen, dass der Haushaltsentwurf 2015/2016 seinem Ansatz der Projektförderung treu bleibt. Statt die Förderung in der Jugendpauschale zu konzentrieren und großzügig auszustatten, bleibt es bei vielen, meist über die FRL Weiterentwicklung geförderten, kleinteiligen Projekten. Die moderaten Erhöhungen in einzelnen Ansätzen werden durch die Einsparungen im ESF (Soziale Schule und arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit) mehr als aufgehoben.

### Einzelfallbezogene Hilfen

Die einzelfallbezogenen Hilfen (Hilfen zur Erziehung) unterstützen Kinder und Jugendliche in ihrem Aufwachsen. Sie sind als familienunterstützende, ergänzende und ersetzende Hilfen angelegt. Das Jahr 2014 war geprägt durch eine gute bis sehr gute Auslastung der vorgehaltenen kirchlich-diakonischen Unterstützungsangebote. Das heißt, die Hilfen befinden sich auf einem hohem Niveau im Vergleich zu den Vorjahren: Dies spiegelt sich in Fallzahlen und im Aufwand pro Fall. Sie weisen daraufhin, dass die Problemlagen bei Kindern, Jugendlichen und ihren Familien immer schwieriger und komplexer werden. Es bedarf in diesen Fällen einer besonders hohen Fachlichkeit, gepaart mit viel Zeit und kontinuierlicher Betreuung. Dies zieht entsprechende öffentliche Kosten nach sich – gesellschaftliche „Nebenkosten“, die entstehen, weil frühe Präventions- und Interventionsmöglichkeiten häufig ungenutzt blieben.

Im Bereich der Einzelfallhilfen, Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit, Jugendgerichtshilfe und Familienarbeit war das Feld geprägt durch fachliche Diskurse und Kontinuität für die Träger und Einrichtungen.

Christoph Schellenberger, Hans-Jürgen Meurer,  
Nadja Helmer



## Für eine glückliche Kindheit ist es nie zu spät!

**Sie sind alle Überlebensexperten – von frühester Kindheit an hat das Leben ihnen nichts geschenkt. „Sie“ – das sind die regelmäßigen Besucherinnen und Besucher eines offenen Jugendtreffs in der Dresdner Neustadt, getragen vom „Stoffwechsel“ e.V.**

„Konsummaterialisten“ nennt Matthias Klotz sie. „Sie kommen fast alle aus zerbrochenen Familien, haben häufig Erfahrungen mit Gewalt und von der Familie her keinerlei Ressourcen oder Unterstützung. Ja, sie kennen oft nicht mal beide Elternteile. Viele haben keinen Schulabschluss, keine Ausbildung, manchmal auch keinen Job und das resignierte Gefühl, durch alle Netze gefallen zu sein. Aber alle haben Hunger nach Zuwendung, Beständigkeit, Stabilität

und Sicherheit. Mit einem Wort, sie suchen bei uns eine Art Ersatzfamilie und ein Zuhause“, beschreibt Matthias Klotz sein „Klientel“. Und Lisa Bernstein ergänzt: „Egal wie arm sie sind – sie wollen dennoch den äußeren Schein wahren und ein bestimmtes Bild von sich erzeugen. Dazu gehören eben Statussymbole wie ein Handy oder Spielkonsolen.“ Und selbstverständlich würden Kontrollinstanzen übergangen – „da wird für 200 Euro etwas gekauft, auch wenn sie





hinterher nicht mehr wissen, wovon sie den Rest des Monats eigentlich leben sollen. Dann muss getauscht werden. Jeder tauscht mit jedem und der Freundeskreis auch außerhalb des Treffs ist groß“.

Lisa Bernstein und Matthias Klotz, beide ausgebildete Sozialpädagogen, betreuen hauptamtlich den „Stoffwechsel“ und geben ihm sein unverwechselbares Gepräge. Unverwechselbar deshalb, weil sie mit den Jugendlichen nichts „vorhaben“. Sie bieten kein Programm, keine Maßnahme an, die aus den Jugendlichen irgendetwas machen, oder zu irgendetwas bringen wollen. „Die jungen Leute müssen bei uns nichts erreichen. Sie müssen nicht nachweisbar ausbildungsfähiger, frustrationstoleranter und selbstverantwortlicher werden. Darum geht es bei uns nicht. Sie dürfen zu uns kommen, wie sie sind. Ein Baby kommt normalerweise ja auch mit nichts auf diese Welt und wird geliebt, einfach, weil es da ist. Diese Erfahrung haben unsere Besucherinnen und Besucher nie gemacht. Sie haben nie erfahren, was Bindung ist. Bei uns dürfen sie das in aller Ruhe nachholen. Dazu sind wir da. Und zwar nur dazu. Wir sind eine Oase!“

Der „Stoffwechsel“ kann sich das leisten, weil er sich nahezu ausschließlich aus Spenden finanziert. Wo keine staatlichen Gelder fließen, müssen keine Verwendungsnachweise und Evaluierungsbögen ausgefüllt, keine Erfolge nachgewiesen werden. Da darf es die Konzeption damit bewenden lassen:

**„Jeder Mensch ist wertvoll  
und von Gott geliebt.“**

„Das möchten wir Kinder, Jugendliche und Familien von ganzem Herzen erfahren lassen. Und besonders jene Menschen, die in ihrem Leben bisher etwas anderes erfahren haben.“

Mehr Hausordnung gibt es nicht. Auch wenn es natürliche ungeschriebene Regeln gibt, an die sich aber jeder hält. Der „Stoffwechsel“ ist ein 1993 gegründeter gemeinnütziger Verein, anerkannter Träger der freien Jugendhilfe und Mitglied im Dachverband Diakonisches Werk – Stadtmission Dresden e.V. Mit Projekten wie offenen Kinder- und Jugendtreffs, einem mobilen Kinderprogramm, einer Schulkinderarbeit und Familienbegleitung ist er in fünf Dresdner Stadtteilen präsent.

Viele der rund 60 jungen Menschen, die den „Stoffwechsel“ in der Neustadt regelmäßig aufsuchen – 16 bis 20 sind es täglich – kommen seit Jahren in den Treff. Er ist viermal in der Woche von 16.30 Uhr bis 20.30 Uhr geöffnet und bietet Kaffeetrinken und ein warmes Abendbrot. Unterstützt werden die beiden Hauptamtlichen dabei von zwei Jahrespraktikanten und ehrenamtlichen Mitarbeitenden, die verbindlich dabei sind. „Bindung ist uns auch hier ganz wichtig, weil die jungen Leute schon genügend Beziehungsabbrüche erlebt haben. So ist der Treff für sie tatsächlich zur Ersatzfamilie oder mindestens zu einer verlässlichen Gemeinschaft geworden. Hier haben sich Beziehungen entwickelt, die in die Tiefe gehen. Hier lernen sie ein Wertesystem kennen, in dem sie zählen. Und plötzlich meldet sich einer ab, wenn er mal krank ist. Damit wir Bescheid wissen – das ist doch große Klasse!“, sagt Matthias Klotz. Natürlich müsse man auch eine persönliche Grenze ziehen. „Aber das respektieren auch alle. Sie haben zwar meine Handynummer, aber sie rufen trotzdem nicht dauernd an. Das muss ich gar nicht

extra sagen. Wir erfahren sehr viel Respekt und Neuzugänge werden von den alten Hasen in die Spielregeln eingeweiht. Da müssen wir nicht viel dazu tun“, ergänzt Lisa Bernstein. Es sei eben so, dass die Menschen merken, dass das, was sie im Stoffwechsel erleben, ihnen gut tue. „Eben keinen Alkohol trinken, am Esstisch nicht mit dem Handy rumzuspielen usw.“ Das Zauberwort ist Transparenz und Nähe, auf ein Gegenüber treffen, das einen sieht und ernstnimmt. „Wir machen uns selber durchsichtig, helfen auch schon mal bei der Wohnungs- und Jobsuche, geben Rat und Hilfestellung bei Lebensfragen, ermutigen zu praktischen Veränderungen und begleiten auch junge Mütter.“

Und dann passiere manchmal ganz absichtslos von selbst, was wünschenswert ist: Junge Menschen werden zuverlässiger, stehen zu sich und wollen ihr Leben endlich selbst in die Hand nehmen. Rückschritte und Enttäuschungen eingeschlossen. „Wir sind ja nicht das Jobcenter und drohen mit Sanktionen – „wenn Sie nicht, dann...“ sondern bei uns heißt es: ‚Wir glauben an Dich, so wie du bist!‘“

Es versteht sich fast von selbst, dass der „Stoffwechsel“ keine Werbung für sich machen muss. Wer es sich leisten kann, einfach nur „Willkommen“ zu sagen, ist gefragt. Und das, obwohl die meisten der jungen Leute eine Wohnung in der mittlerweile nahezu perfekt gentrifizierten Neustadt nicht mehr bezahlen können. „Früher war die Neustadt ein Armenviertel. Davon kann keine Rede mehr sein. Die jungen Leute wohnen jetzt in anderen Stadtvierteln und kommen trotzdem. Wir sind froh, für sie ein Ort zu sein, an dem sie Menschen finden, die an sie glauben, für sie hoffen – wo sie einfach ‚sein‘ können.“

Sigrid Winkler-Schwarz

## Schulische Bildung mit Bindung an das evangelische Profil

Nachdem im Spätherbst 2013 der Sächsische Verfassungsgerichtshof in einem Grundsatzurteil die in der sächsischen Verfassung festgelegte Gleichrangigkeit der Schulen in öffentlicher und in freier Trägerschaft bestärkt hat, bleibt dem Freistaat Sachsen eine Frist bis spätestens Ende des Jahres 2015, um die Forderungen des Urteils in eine gesetzliche Neuregelung zu übernehmen.



Insbesondere die diakonischen Träger berufsbildender Schulen erhoffen sich durch diese Neuregelung u.a. auch deutliche Verbesserungen der bisher prekären finanziellen Rahmenbedingungen.

Zumindest für die Altenpflege-Ausbildung ist im sächsischen Koalitionsvertrag festgeschrieben, dass sie ab dem nächsten Schuljahr (zunächst für fünf Jahre) schulgeldfrei gestellt sein soll. Dies ist für Auszubildende ein wichtiger Schritt, damit sie nicht länger einen Teil ihrer Auszubildungsvergütung in die Schulen tragen müssen. Für die Schulträger ist allerdings bisher noch überhaupt nicht absehbar, wie ihre finanzielle Situation sich zukünftig darstellen wird.

Die Ausbildungsgänge in der Gesundheits- und Krankenpflege sowie in der Altenpflege sollen zeitnah zu einem gemeinsamen, generalistischen Bildungsgang zusammengeführt werden. Der generalistische Bildungsgang kann die Attraktivität der Pflegeberufe steigern, insbesondere, da Fachkräfte nach einer grundlegenden Qualifizierung durch Kompetenzerwerb in dann aufbauenden Spezialisierungen flexibler das Arbeitsfeld wechseln können. Darüber hinaus bestehen Überlegungen zur Beteiligung am Vorhaben der Evangelischen Hochschule Dresden, einen Bachelorstudiengang kombiniert mit einer pflegerischen Ausbildung anzubieten, die zeitgleich innerhalb von vier Jahren absolviert werden. Dies könnte speziell die Zielgruppe junger

Menschen mit (Fach-)Abitur ansprechen, ihren Bildungsweg zu einem Beruf in der Pflege einzuschlagen.

Sehr gute Ausbildungsmöglichkeiten in Gesundheits- und Sozialberufen mit klarem evangelischem Profil anzubieten, ist für die Diakonie existenziell wichtig, um sich für die Zukunft „Mitarbeiter-Nachwuchs“ zu sichern und zu prägen. Allerdings ist es nicht immer leicht, die Klassen mit geeigneten Bewerber/innen zu füllen.

Babett Bitzmann

## Förderschulen

Die Förderschulen für geistig Behinderte befinden sich in einem problematischen Spannungsfeld. Mit eigentlich guten Rahmenbedingungen (hoch qualifiziertes Personal, bisher gesicherte Finanzierung, ordentliche Räumlichkeiten) stehen sie vor der Herausforderung, dass sie als Schulen in freier Trägerschaft in die Modellprojekte des Freistaats im Bereich Inklusion (ERINA) nicht einbezogen werden, um mit ihrer Fachlichkeit die Entwicklung hin zu Inklusion im Bildungswesen mit zu unterstützen.

Bisher sieht das sächsische Schulgesetz auch keine inklusiven Schulen vor, so dass Träger, die inklusive Beschulung anbieten möchten, erhebliche bürokratische Umwege gehen müssen – wie beispielsweise das Diakoniewerk Oberlausitz die Genehmigung zu einem gemeinsamen Unterricht nur über den Umweg separat ausgewiesener Betreibung einer Grund- und einer Förderschule am selben Standort erhielt.

Besonders problematisch für die Förderschulen in freier Trägerschaft ist ihr faktischer Ausschluss durch die SBA von jeglicher Eingangsdiagnostik, der in erheblichem Maße schülerlenkend wirkt und den diakonischen Förderschulen junge Schüler/innen vorenthält.



## **Pädagogische Fachkräfte in Kitas und Krippen wissen: Bindung beruht auf guten Erfahrungen**

**Als evangelische Fachschule bilden wir Sozialassistenten und Erzieher aus. Einen besonderen Schwerpunkt legen wir darauf, unsere Schüler auf eine Berufstätigkeit in einer Einrichtung der Kirchengemeinden oder der Diakonie vorzubereiten.**





Deshalb suchen wir im Schulalltag vielfältige Gelegenheiten, dass sich Schüler auch im religionspädagogischen Nachdenken, in der Gestaltung von Wochenbeginnen und Andachten erproben. Über diese innerschulischen Lernmöglichkeiten hinaus sind die zukünftigen Erzieher gehalten, das Praktikum des ersten Ausbildungsjahres in einem kirchlichen/diakonischen Kindergarten zu absolvieren. Sie sollen eine konfessionelle Einrichtung in der praktischen Arbeit erleben. Dieses „zweite Ausbildungsbein“ hilft uns für die schulische Arbeit, bietet aber auch den Einrichtungen die Möglichkeit, zukünftige Arbeitskräfte für sich zu interessieren – eine Form der „frühen Bindung“.

Ein anderes wichtiges Feld unserer Arbeit ist das Bemühen um eine pädagogische Grundhaltung, die Bildungs- und Selbstbildungsprozesse von Kindern und Jugendlichen unterstützt. Erzieherinnen und Lehrern ist es möglich, Kinder und Jugendliche auf einem Abschnitt ihres Lebens zu begleiten. Sie sehen, wie Heranwachsende die Welt entdecken, ihre Fragen und Vorstellungen formulieren, welche Wünsche, Hoffnungen und Sorgen sie begleiten, was sie glücklich macht und was sie kalt lässt. Sie begleiten diese Entdeckungsreise und erhalten so die wunderbare Gelegenheit zu erleben, wie Persönlichkeiten „sich bilden“.

So ist immer neu zu ergründen, welche Bedingungen geeignet sind, diese vielfältigen Auseinandersetzungsprozesse von Kindern und Jugendlichen in den Kindergärten, der Schule und den Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe

zu unterstützen. Dabei fallen uns in der Regel zuerst verbesserungsfähige materielle Gegebenheiten oder persönliche Rahmenbedingungen ein – nicht ohne Grund. Jedoch wissen wir auch, dass die persönliche Entwicklung wesentlich von nichtmateriellen Einflussgrößen bestimmt wird. Die Lust an Entdeckungen, die Beweglichkeit von Gedanken, die Freude am gemeinsamen Tun steht in keinem zwingenden Zusammenhang mit den pekuniären Gegebenheiten. Vielmehr hängen sie von der Bereitschaft und Fähigkeit der „Begleiter“ ab, Fragehaltungen am Leben zu halten sowie Erfahrungen und Spielräume zu ermöglichen. In dieser Beziehung haben die Bildungspläne der Länder in vielen Kindergärten einen intensiven Prozess in Gang gesetzt, in dem die eigene Arbeit und die dahinter liegende pädagogische Grundhaltung reflektiert wurde und wird. Diese Teile spielen deshalb in der Ausbildung eine große Rolle.

Darüber hinaus betonen wir eine der wichtigsten Konstanten für jedes pädagogische Handeln:

**Eine gute und vertrauensvolle Beziehung zwischen Kindern/Jugendlichen und den erwachsenen Begleitern ist eine – wenn nicht gar die wichtigste – Voraussetzung für eine positive Entwicklung.**

Die Kindheitsforschung weist seit dem frühen 20. Jahrhundert darauf hin, dass die schlechthin wesentlichste Einflussgröße für eine gute Entwicklung die in den Gefühlen verankerte besondere Beziehung des Kindes zu Personen ist, die es ständig betreuen. Dieses in der Fachsprache als „Bindung“ bezeichnete imaginäre Band wird als entscheidende Größe nicht nur für das Erlernen von Liebe gesehen, sondern auch als Basis für ein Gefühl der inneren Sicherheit, das wie ein sicherer Hafen zum Ausgangspunkt für die Entdeckung der Welt wird. Diese Sicherheit wirkt als mächtiger Schutzfaktor, der auch das Durchleben von widrigen Lebensereignissen und herausfordernden Situationen erleichtert bzw. ermöglicht.

Neben den Eltern werden auch pädagogische Fachkräfte für viele Kinder zu (sekundären) „Bindungspersonen“. Deshalb spielen in unserer Ausbildung die Fragen der Beziehungsgestaltung in Echtheit und Empathie, die Orientierung auf Fähigkeiten und Ressourcen und das Verhältnis von Nähe und Distanz eine große Rolle. Unsere komplexe Lebenswirklichkeit stellt hohe Anforderungen an die Persönlichkeit und ihre Widerstandskraft. Ein hohes Maß an Bildung, starke Nerven und ein sozialer Rückhalt werden den Kindern und Jugendlichen helfen, den Alltag zu bestreiten. Dazu wollen wir beitragen.

Werner Müller

## Hilfen zur Erziehung

### Was ist die am wenigsten schädliche Alternative?

**„Die Eltern und deren sozio-ökonomische Verhältnisse gehören grundsätzlich zum Schicksal und Lebensrisiko eines Kindes.“**

Das steht so in einem Beschluss des ersten Senats des Bundesverfassungsgerichts vom Dezember 2014 (Az. 1 BvR 1178/14). Wer wollte bestreiten, dass man sich seine Herkunft nicht aussuchen kann, im Guten wie im Schlechten? Doch was ist, wenn das Maß an Zumutbarkeit überschritten, das Kindeswohl akut gefährdet ist? Dann muss sich der Staat einmischen.

„Wir überlegen dann gemeinsam mit Eltern und Jugendamt, was die für das Kind am wenigsten schädliche Alternative ist“, sagt Christfried Wutzler, der das „Haus der Kinder“ in Pirna leitet. Das „Haus der Kinder“ bietet 28 Kindern und Jugendlichen zwischen 6 und 18 Jahren ein neues Zuhause in ganz unterschiedlichen Wohngemeinschaften, die auf die aktuellen Bedürfnisse der Kinder zugeschnitten sind: „Das Heim ist nie die ideale Lösung – auch wenn wir immer versuchen, auf die individuellen Bedürfnisse und den besonderen Förderbedarf des jeweiligen Kindes einzugehen.“

Wie anspruchsvoll das ist, kann man erahnen, wenn man bedenkt, dass die Kinder zwar überwiegend die Themen ihrer familiären Krise mitbringen, aufgrund ihrer persönlichen Geschichte aber oft nur über wenige soziale Kompetenzen verfügen. Für Kinder unter sechs Jahren wird daher nach der Möglichkeit einer Betreuung in einer Bereitschaftsfami-

lie gesucht. In dieser Betreuungsform ist es weitaus besser möglich, derart kleinen Kindern und ihrer speziellen Geschichte gerecht zu werden.

Warum kommt es überhaupt soweit, dass Kinder nicht länger in ihrer Herkunftsfamilie bleiben können? „Da kommen viele Risikofaktoren zusammen: die Familien sind oft arm und arbeitslos, leben in beengten Wohnverhältnissen und die Eltern haben meist selbst schon unter familiärer Gewalt oder Vernachlässigung gelitten. Ein niedriges Bildungsniveau, Drogen- und Alkoholsucht oder eine psychische Erkrankung eines Elternteils tun das übrige dazu. Viele dieser Familien und Alleinerziehenden leben oft auch völlig isoliert, haben keine Netzwerke und keinerlei gesellschaftliche Teilhabe.“ sagt Christfried Wutzler.

Solche Familien bräuchten im Umgang mit ihren Kindern unterstützende Angebote von Anfang an. Wenn das Kind erst aus der Familie herausgenommen werden muss, ist schon so viel Leid passiert. Die Kinder erzählen dann mit ihrem Verhalten, was sie erlebt haben, welchem Mangel sie ausgesetzt waren. Und für die Eltern ist die Herausnahme bei allem Versagen ja dennoch immer auch eine Kränkung: Du kannst es nicht! „Es setzt ihren Selbstwert herab und erzeugt Abwehr“, weiß Antje Kopcsek, die im „Haus der Kinder“ als Psychologin arbeitet und dort auch für die „familiäre Bereitschaftsbetreuung“ verantwortlich ist. „Kleine Kinder kommen ja nach Möglichkeit in eine sogenannte Bereitschaftsfamilie (siehe untenstehenden Artikel) bis geklärt

ist, wie es weitergehen soll. Hier erleben manche Kinder das erste Mal in ihrem Leben Fürsorge, Schutz, Kontinuität und dass das Leben auch schön sein kann.“ Dennoch wird regelmäßiger Kontakt zu den Eltern gehalten und werden alle Möglichkeiten ausgelotet, ob das Kind nicht doch wieder zu den Eltern zurückkann.

**„Obwohl wir ganz parteiisch mit den Kindern arbeiten, sollen auch die Eltern das Gefühl haben, dass wir nicht gegen sie, sondern mit ihnen arbeiten wollen – für die Zukunft ihrer Kinder. Leider ist es dennoch so, dass nicht alle Kinder zu ihren Eltern zurückkehren können.“**

Die Psychologin weiß, dass viele Eltern es besser machen wollen als ihre Eltern. „Sie wünschen sich nichts mehr, als von ihrem Kind geliebt zu werden – der Traum vom eigenem Baby! Aber manche Eltern spüren nicht, was ihr Kind braucht, fühlen sich ihm hilflos gegenüber, können ihr Kind beispielsweise nicht in den Arm nehmen, weil sie selber Probleme mit Körperkontakt haben. Das Kind reagiert später vielleicht mit auffälligem Verhalten. Dann wird der Traum „von einem Kind, ganz für mich allein“ manchmal zum Alptraum. Oder die Eltern sind ambivalent, ignorieren mal die Bedürfnisse ihres Kindes ganz und gar, dann wieder verwöhnen sie es aus schlechtem Gewissen. Die Kinder

wissen nicht woran sie sind und entwickeln im ungünstigsten Fall eine Bindungsstörung.“ Das Wissen, wie Elternschaft gelingen und Freude machen kann, wird offenbar immer weniger selbstverständlich. „Es fehlen zunehmend die guten Vorbilder der älteren Generation, Wissen und Feinfühligkeit.“ Was bedeutet ein feinfühligler Umgang? „Feinfühligkeit ist die Fähigkeit der Betreuungsperson, die Signale des Kindes wahrzunehmen, sie richtig zu interpretieren, angemessen und prompt auf sie zu reagieren“, weiß Kopcsek. Das zu lernen – dabei kann man Eltern unterstützen. Schon während der Schwangerschaft könnten realistische Einstellungen und Erwartungen zum Kind sowie Grundlagenwissen zur kindlichen Entwicklung und Förderung vermittelt werden. Feinfühligkeits- und vorhersagbare Reaktionen der Eltern auf die Signale des Kindes können in Grenzen und mit Hilfe bestimmter Programme geübt werden, wenn notwendig, können weitere soziale Hilfen für die Eltern und ihr Kind Unterstützung geben. Kompetenzen und Selbstbewusstsein der Eltern könnten so aufgebaut und gestärkt werden.

„Eine frühe Begleitung verhaltensauffälliger Kinder und ihrer Familien wäre schon allein aus Kostengründen eine gesamtgesellschaftliche Notwendigkeit. Doch wir hören immer nur, wie teuer das ist. Aber eine Heimunterbringung oder überhaupt eine Fremdunterbringung kostet doch ein Vielfaches. Der Gedanke der Prävention greift aber nur

allmählich. Wer die Lebenssituation von Kindern verbessern will, muss auch die der Eltern sehen und deren Bedürfnisse wahrnehmen und berücksichtigen.“, sagt Christfried Wutzler.

„Der Satz, dass es ein ganzes Dorf braucht, damit ein Kind gut aufwachsen kann, wird gerne in Sonntagsreden zitiert – aber wenn es dann um die Umsetzung geht, sind die Familien doch wieder allein.“

### Alle Eltern brauchen Unterstützung und Menschen, die die Verantwortung für ihre Kinder – jedenfalls zeitweise – mittragen.

Manche Eltern finden diese Unterstützung nicht, „dann tragen und unterstützen wir mit. Jedenfalls verstehen wir unsere Rolle so.“ Christfried Wutzler weiß, dass er mit seinem „Haus für Kinder“ nicht alles auffangen kann, aber „neue Lebensperspektiven, die Erfahrung von Stabilität und das Gefühl, etwas Wert und anerkannt zu sein – das möchten wir allen Kindern, die bei uns leben, mitgeben.“

Sigrid Winkler-Schwarz



## „Eine gute Bindung braucht keinen Knoten“ Vom Glück, ein Pflegekind ins Leben zu begleiten

**„Wenn Kinder aus ihrer Herkunftsfamilie herausgenommen werden, ist das eine schwerwiegende Entscheidung. Die Gründe dafür sind vielfältig, aber immer ist das Kindeswohl akut gefährdet. Das heißt, dass die Kinder oft traumatische Erfahrungen gemacht haben und eine Traumafolgestörung entwickeln können.“**

Tamara Hoffmann, Diplom Sozialpädagogin und Traumafachberaterin, unterstützt und berät bei der Stadtmission Dresden Pflegeeltern, die sich dafür entscheiden, ein „herausgenommenes“ Kind bei sich aufzunehmen. Denn vor allem bei kleinen Kindern soll ein Heimaufenthalt vermieden werden.

Bevor die Kinder allerdings zu ihren neuen Pflegeeltern kommen, gibt es ausführliche Gespräche, Hausbesuche und Schulungen. Regelmäßige Beratungen und Fortbildungen tun ein Übriges, denn Pflegeeltern haben einen Anspruch auf eine intensive Begleitung, um Sicherheit bei ihrer emotional sehr anspruchsvollen beziehungsorientierten Arbeit zu entwickeln und Entlastung – vor allem in den krisenhaften Zeiten – zu erfahren.

„Wenn die Kinder in die neue Familie kommen, sind sie zu Beginn zwar meistens sehr angepasst, haben aber ein massiv aktiviertes Bindungssystem mit viel Stress und Angst. Sie fragen: „Könnt ihr die Eltern sein, die mir Sicherheit geben?“ Sie brauchen jetzt viel Aufmerksamkeit, Feinfüh-

ligkeit und Liebe. Und sie brauchen Pflegeeltern, die ihnen beständig und dauerhaft eine Bindung anbieten, ohne den Anspruch zu haben, dass diese erwidert werden kann und die neugierig darauf sehen, was sie selbst tun können, damit das Kind sich bei ihnen sicher fühlt. Allmählich gewinnen die Kinder durch die festen Bezugspersonen, die ihnen Stabilität, Halt, Verlässlichkeit und einen eher engen und klaren Regelrahmen geben, an Sicherheit und sie werden mit der Zeit ruhiger, zutraulicher und fröhlicher. Das zu erleben, macht Pflegeeltern glücklich.

Sobald sie sich etwas sicherer fühlen – das ist manchmal erst nach mehreren Monaten zu beobachten – beginnen die Kinder zu zeigen, wieviel Stress sie in ihrem Leben bereits gehabt haben. Wenn sie alte traumatische Situationen in Szene setzen, dürfen sich Pflegeeltern ein Kompliment machen! Obgleich diese Phasen für Pflegeeltern herausfordernd sein können, zeigen sie doch, wieviel Vertrauen und Sicherheit das Kind verinnerlicht hat, dass es etwa seine erlebte Gewalt in Form von aggressivem Verhalten angstfreier zeigen kann. In diesen Zeiten kann Pflegeeltern Beratung und der Austausch mit anderen Pflegeeltern helfen.“

Tamara Hoffmann hält frühkindliche Bindungserfahrungen für eine lebenslang prägende Erfahrung eines jeden Menschen. Jeder Mensch habe ein angeborenes Bedürfnis nach körperlicher und emotionaler Sicherheit. „Bindung entsteht schon während der Schwangerschaft. Wenn sich das Nervensystem des Ungeborenen ausbildet, werden



über Hormone körperliche Reaktionsmuster für das ganze Leben geprägt. So können sich bspw. Ängste der Mutter auf das Kind übertragen. Nach der Geburt sichert die emotionale Bindung der Mutter – oder einer Hauptbezugsperson – das Überleben und die Entwicklung des Säuglings. Und der Säugling entwickelt im Laufe seines ersten Lebensjahres eine spezifische emotionale Bindung an diese Hauptbindungsperson. Sie ist sein sicherer emotionaler Hafen, wird bei Stress am dringendsten gebraucht und kann am besten beruhigen. Wenn ein Baby weint, zeigt es, dass es unglücklich ist und Stress erlebt, aus dem es sich selbst nicht befreien kann. Babies kommen ja mit einer geringen Stresstoleranz auf die Welt, sie können Stress nicht selbst regulieren und sich selbst beruhigen, sondern brauchen Zuwendung und Zuspruch. Bleibt er aus, sind sie schnell verunsichert. Kommt die Mutter dagegen sofort, beruhigt, nimmt Körperkontakt auf, spricht zu ihm, beruhigt sich das Kind. Wenn die Eltern das immer wieder tun, verinnerlicht das Baby, dass es sich auf seine Eltern verlassen kann, wenn es sich hilflos und ohnmächtig fühlt. Je fester dieses innere Muster wird, umso länger kann das Kind auch mal durchhalten.“

Diese Hauptbindungsperson müsse übrigens nicht die leibliche Mutter oder der Vater sein. Die emotionale Bindung des Kindes an die Pflegeperson entstehe nicht durch genetische Verwandtschaft, sondern durch feinfühliges, promptes Beantworten der Signale des Säuglings – über Körper- und Blickkontakt und Sprache. „Denken Sie an



die Ammensprache mit der wir alle instinktiv mit dem Baby reden, wir bringen dadurch die Gefühle des Babys zur Sprache. Der Säugling sucht sich dann die Pflegeperson mit der höchsten Feinfühligkeit als Hauptbindungsperson aus.“ Komme die Hauptbezugsperson dagegen nicht oder nur unzuverlässig, gerät das Kind schnell in Todesangst, es schreit wie am Spieß. Auf diesen Stress antwortet das Gehirn, indem es irgendwann abschaltet. „Es reagiert nur noch im Hirnstamm mit den biologischen Funktionen wie Atmung und Herzschlag. Das Großhirn aber, das Sinneseindrücke verarbeitet und bewertet und für soziale Kontakte zuständig ist, ist blockiert, weil das Kind sonst kollabieren würde. Plötzlich weint das Kind nicht mehr und ist äußerlich ruhig und erschlaft. Innerlich aber ist es weiter in Panik. Erleben Kinder das öfter, entwickelt sich eine traumabasierte Gehirnstruktur: die Amygdala ist größer und der frontale Cortex kleiner als normal. Die Körperlichkeit des Traumas zeigen Gehirnschans ganz deutlich.“

Nicht selten erlebten schreiende Babys aber sogar elterliche Gewalt. „Das Verhalten des Säuglings, seine Bedürftigkeit, sein Weinen, sein Schmerz wird plötzlich zum Auslöser für Erinnerungen an die eigene Kindheit, an Gefühle der Ohnmacht, der Zurückweisung und des Verlassen Seins. Erwachsene, die als Kinder traumatisiert wurden, können dann in ihrer Hilflosigkeit sehr heftig mit Gewalt, Panik, Wut, Scham, Übererregung auf ihr schreiendes Kind reagieren.“ So würden problematische Bindungsstile „quasi weitervererbt – und zwar unabhängig von Bildung und sozialem Status“, sagt Tamara Hoffmann. Pflegeeltern können hier neue verlässliche Bezugspersonen für das Kind werden. Viele verschiedene emotionale Neuerfahrungen in der Beziehung zu ihnen führen beim Kind mit der Zeit zu neuen Verhaltensweisen und zu einer Veränderung in Richtung Bindungssicherheit, was ein Riesengewinn für das Kind ist. Die schöne wie auch anspruchsvolle Tätigkeit einer Pflegefamilie verdient allen Respekt und alle Wertschätzung.

Letzte Frage: Können Pflegeeltern das Liebesleck je stoppen oder bleibt eine traumabasierte Gehirnstruktur lebenslanges Schicksal?

„Gott sei Dank ist das Gehirn eine sehr plastische Angelegenheit. Im Gehirn traumatisierter Kinder können neue, schmale Trampelpfade des Zutrauens in andere Menschen entstehen, die mit der Zeit immer breiter werden. Das Bindungssystem bleibt zeitlebens offen für neue Bindungserfahrungen und Veränderungen. Aber das braucht Zeit, Liebe und Geduld.“ Tamara Hoffmann spricht aus Erfahrung. Sie hat selbst seit sieben Jahren einen Pflegesohn und eine Pflegetochter.

Sigrid Winkler-Schwarz

## Unterschiedliche Arten der Bindung

Studien zufolge sind etwas mehr als die Hälfte der Kinder „sicher gebunden“. Sie sind kognitiv meist schneller, sind kreativer und reagieren flexibler auf neue Situationen als andere Kindern. Sie werden seltener krank und können besser mit Stress umgehen.

20 bis 30 Prozent der Kinder wachsen mit einem „unsicher-vermeidenden Bindungsstil“ auf: Ihr Anspruch auf Zuwendung und emotionale Sicherheit wird häufig zurückgewiesen. Nach außen wirken solche Kinder häufig unauffällig, aber sie haben einen hohen Spiegel von Stresshormonen

und sind körperlich angespannt. Als Erwachsene sind sie seelisch weniger belastbar, versuchen Probleme ohne die Hilfe anderer zu lösen und vermeiden allzu enge Beziehungen. Ihr Denken und Handeln ist eher rigide und sie leben häufig allein.

„Unsicher-ambivalent“ gebundene Kinder (10 bis 20 Prozent) haben Eltern, die ständig „Doppelbotschaften“ aussenden: Fürsorglich, genervt und kritisch zugleich. Solche Kinder haben starke Trennungsängste, tun sich schwer, eine selbstbewusste Persönlichkeit zu entwickeln. Sie trauen sich weniger zu, sind schneller gestresst und anfälliger für Angsterkrankungen und Depressionen.

„Desorientierte Bindung“ : Kinder mit diesem Bindungsstatus zeigen ein widersprüchliches und rasch wechselndes Verhalten zwischen Nähesuche, Vermeidung und Ignorieren der Bindungsperson, verfallen immer wieder in einen trance-artigen, dissoziativen Zustand und weisen stereotype Verhaltensweisen sowie eine verlangsamte Motorik auf. Sie tragen ein hohes Risiko für eine Störung im späteren Leben. Sie haben Eltern mit einem unverarbeiteten Trauma, etwa Gewalterfahrungen in ihrer eigenen Kindheit. Daher reagieren sie mit Stress (und häufig mit Gewalt) auf ihr Kind und für das Kind nicht vorhersehbar. Dem Kind fehlt der emotionale Halt.



## Vom Glück, Kindern ein Zuhause zu geben

**René Sommerfeld ist seit über zwei Jahren Bereitschaftspflegevater. Die Entscheidung, vom Zahntechniker mit geregelten Arbeitszeiten zur 24-Stunden-Pflege von Säuglingen und Kleinkindern zu wechseln, traf er zusammen mit seiner Frau, mit seinen Kindern und im festen Glauben an Gottes Führung.**

Sommerfeld war mit seinem Beruf zufrieden, bei den Kollegen sehr beliebt. Doch um das 40. Lebensjahr herum beschäftigte ihn die Frage: Was gibt es für mich Sinnvolleres zu tun? Nach vielen Gesprächen, Überlegungen und Gebeten, beschloss er, Bereitschaftsvater zu werden. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Sommerfelds bereits ein Pflegekind, das seit der Geburt bei ihnen lebt, sowie zwei eigene Kinder – alle drei im Teenager-Alter. Es war ihm wichtig, dass sie selbständig und verständig genug sind, um die mit der neuen Tätigkeit einhergehenden Veränderungen für die gesamte Familie mittragen zu können.

Bereitschaftspflege ist eine Aufgabe rund um die Uhr, sieben Tage in der Woche. Kinder von 0 bis 3 Jahren, die kurzfristig aus ihrer Herkunftsfamilie heraus genommen werden müssen, werden vorübergehend bei Bereitschaftspflege-Eltern untergebracht – so lange, bis eine endgültige Lösung gefunden wird.

Bereitschaftspflege-Eltern nehmen die Kinder in ihre Wohnung und in ihre Familien auf und sind ihre vorrangige Bezugsperson.

Eine sichere Position aufgeben, mit weniger Geld auskommen – was bewegt einen Menschen dazu? René Sommerfeld hat inzwischen das 5. Kind in Bereitschaftspflege und ist fest davon überzeugt:

### „Das war die richtige Entscheidung!“

Für ihn ist es schön, die Entwicklung der Kinder zu sehen. Wenn sie zu ihm kommen, sind sie oft sehr unruhig und ängstlich. Sie schlafen schlecht und schreien viel. Die Kinder haben keinen leichten Start ins Leben gehabt. Immer häufiger spielt der Drogenkonsum der Mutter eine Rolle – der Vormarsch der Droge Crystal Meth ist deutlich zu beobachten. Manche Kinder müssen nach der Geburt einen Entzug machen, da die Mutter während der Schwangerschaft konsumiert hat, andere haben Gewalterfahrungen hinter sich, viele sind in ihrer Entwicklung verzögert. Die Kinder brauchen viel Zuwendung, Aufmerksamkeit und Körperkontakt. Herr Sommerfeld trägt die Kinder oft in einer Babytrage am Körper mit sich herum. Mit der Zeit werden die Kinder ruhiger, zutraulicher und fröhlicher. Durch die feste Bezugsperson und die Fürsorge gewinnen sie an Sicherheit und Stabilität.

René Sommerfeld fühlt sich wohl als Pflegevater. Er bezeichnet sich als Hausmann und ist froh, so viel Zuhause zu sein und am Familienleben teilhaben zu können. Das war nicht immer so. Als Zahntechniker ging er früh aus dem Haus und kam abends wieder. Vieles habe er während dieser Zeit verpasst: Wie seine Kinder aufwachsen, welche Erlebnisse sie bewegen, und welche Sorgen sie beschäftigten. Oft habe er es nur von seiner Frau erfahren. Heute ist er nachmittags Zuhause und während das Pflegekind seinen Mittagschlaf hält, kann er sich zu seiner 14-jährige Tochter setzen und sich mit ihr unterhalten.

Für alle Bereitschaftspflegeeltern kommt irgendwann der Abschied. Das Kind verlässt die Familie wieder. Manche Kinder gehen wieder in ihre Herkunftsfamilie zurück, andere kommen in Pflegefamilien oder werden adoptiert. Nicht immer ist Herr Sommerfeld mit diesen Entscheidungen glücklich. Aber er muss sie akzeptieren – manchmal ist das sehr schwer. Um einen weiteren Beziehungsbruch zu vermeiden, wachsen die Kinder langsam in ihre alte oder neue Familie hinein. Es gibt zunächst einen kurzen Kontakt, dann immer längere, bis das Kind endgültig das Zuhause wechselt. So kann es passieren, dass die leibliche Mutter oder die zukünftige Adoptivfamilie bei den Sommerfelds zu Besuch ist, um das Kind zu sehen, mitunter mehrmals pro Woche. Manchmal findet sich der Bereitschaftspflege-Vater sogar in der Rolle des Beraters für die alten bzw. neuen Eltern wieder. Immerhin kennt er das Kind jetzt am besten und weiß, wie man mit ihm umgehen muss.

Zu seinem „ersten“ Kind und seiner leiblichen Mutter sowie zu den Adoptiveltern seines vorletzten Kindes hat er bis heute Kontakt. Zu erfahren, dass die Kinder dort gut aufgehoben sind und sich gut entwickeln, ist eine besondere Freude für ihn. In den meisten Fällen hat er ein gutes Gefühl in Bezug auf das neue Zuhause und den weiteren Weg für das Kind. Aber manchmal hätte er sich eine andere Lösung für das Kind gewünscht. Das Kind trotzdem loslassen zu können, dabei hilft ihm sein Vertrauen in Gott und die Gewissheit, dass er das Schicksal dieses Kindes in Gottes Hand legen kann – und muss.

Über die gesamte Zeit – von der Vorbereitung auf die Bereitschaftspflege bis jetzt – wird Herr Sommerfeld von den Mitarbeiterinnen der Evangelischen Jugendhilfe bei der Diakonie Leipzig begleitet und betreut. Bevor das erste Kind in seine Obhut durfte, gab es ausführliche Gespräche, Hausbesuche sowie eine Schulung. Jetzt werden regelmäßige Beratungen angeboten sowie Hilfe bei allen Problemen, im Notfall auch rund um die Uhr. Die Bereitschaftspflege-Eltern treffen sich untereinander und teilen ihre Erfahrungen, ihre schönen Erlebnisse, aber auch ihre Sorgen und Nöte miteinander. Diese intensive Begleitung gibt Kraft und Sicherheit bei seiner anstrengenden und anspruchsvollen, aber auch sehr beglückenden Tätigkeit.

Susanne Straßberger, Sigrid Winkler-Schwarz

## **Freiwilliges soziales Engagement:**

Verbunden mit Gott und der Welt





**„Willst du froh und glücklich leben, lass kein Ehrenamt dir geben!“ – so dichtete einst augenzwinkernd und vielleicht auch etwas ernüchtert Wilhelm Busch.**

Ganz entgegen seinem Rat engagieren sich etwa 9.000 Menschen regelmäßig, ehrenamtlich und freiwillig in Einrichtungen der Diakonie Sachsen. Dazu kommen jährlich ca. 220 Freiwillige, die ein Jahr ihres Lebens der Hilfe und Unterstützung von Hilfebedürftigen widmen, indem sie in geregelten Freiwilligendiensten (Freiwilliges Soziales Jahr „FSJ“ und Bundesfreiwilligendienst „BFD“ als besondere Formen des bürgerschaftlichen Engagements) unsere Einrichtungen bei ihrer Arbeit unterstützen. Das ist wirklich unbezahlbar! Und es kommt einiges zusammen: nämlich geschätzte 1.700.000 Stunden Freiwilliges Soziales Engagement pro Jahr. Es kommen aber auch einige zueinander: unterschiedliche Menschen die regelmäßig füreinander da sind, jüngere und ältere Menschen, Menschen mit mehr oder weniger Behinderungen, mit besonderen Fähigkeiten, stille und laute Menschen, ruhige und unruhige Menschen, Menschen mit Sorgen und Menschen mit Hoffnungen, kraftvolle und weniger kräftige Menschen, Menschen mit Geschichte(n) und Erfahrungen, Gott und die Welt.

Freiwilliges Engagement verbindet Menschen mit der Diakonie, mit dem Dienst am Menschen. Beide lernen sich kennen, lernen voneinander, lernen, miteinander für die Nächste und den Nächsten da zu sein. Das Engagement

verbindet dabei auch Menschen mit einem Team von Helfenden – ehrenamtliches Engagement benötigt intakte hauptamtliche Strukturen, und professionell Helfende sind angesichts von Fachkräftemangel und zunehmenden Bedarfen auf ehrenamtliche Unterstützung angewiesen. So verbindet freiwilliges soziales Engagement Menschen mit Menschen, die ohne ihren Einsatz nicht zueinander gefunden hätten. Diese gegenseitigen Bindungen verändern den Blick auf das eigene Erleben und auf die eigenen Erfahrungen und Vorstellungen, sie verändern und prägen beide Seiten. Und mit der Bindung an die Nächste und den Nächsten begegnen die freiwillig Engagierten Gott.

**Ihr Engagement verbindet sie mit ihrem Glauben, lässt die Beteiligten ihrem Glauben neu begegnen, macht ihn erfahrbar.**

Gott begegnet ihnen im Mitmenschen, und immer begegnet Gott auch den Bedürftigen in der/dem Helfenden. Dabei spielt es keine Rolle, ob die Motive bewusst christlich geprägt sind. Das Wahrnehmen der Not, das Handeln am Mitmenschen und die Liebe zum Nächsten verbinden sich einfach und auf natürliche Weise aus der Situation heraus, bewusst oder unbewusst. Und nicht selten gehen die gegenseitige Bindung und Verantwortung über die ursprünglichen Vorstellungen und Erwartungen aller Beteiligten hinaus.

Und nicht nur Menschen und Gott werden miteinander verbunden – ehrenamtlich engagierte Menschen verbinden selbst, auch im wahren Sinne des Wortes: sie verbinden Wunden und lindern Schmerzen, zerstreuen Ängste, tragen miteinander die Dinge, die der und dem Einzelnen zu beschwerlich sind. Dies ist nur hilfreich, wenn es regelmäßig und verlässlich geschieht. Und so bindet Freiwilliges Engagement auch an Verantwortung und an Pflicht. Freiwilliges Engagement ist eine verbindliche Bereitschaft zu notwendiger Hilfe. Ein wesentlicher Wert ist dabei die Kontinuität, um sich gegenseitig kennen zu lernen, Vertrauen aufzubauen und Erfahrungen gewinnbringend nutzen zu können.

Ja, man ist gebunden und damit begrenzt. Ohne die Bereitschaft zur Begrenzung der eigenen Freiheit wäre Diakonie nicht möglich. Freiwillig Helfende sind so aber auch verbunden mit Gott und der Welt. Diakonie, Ehrenamt und freiwilliges Engagement zeigen, dass gerade die vielfältigen (Ver) Bindungen durchaus froh und glücklich machen können. Wir danken sehr herzlich für alles freiwillige soziale Engagement!

Tilman Beyer

## Gerade in der Werkstatt wichtig: Das gute Gefühl des Gebundenseins am Arbeitsplatz

### **Sichere Bindungen sind ein wichtiger Bestandteil der Persönlichkeitsentwicklung des Menschen in allen Lebensbereichen.**

In Europa wird die Bindung eines Menschen über die positive Identifikation zu seiner Ursprungsfamilie erklärt. Die Rollen Vater und Mutter gibt es im Leben eines Menschen nur einmal. Bindungsfähigkeit nimmt ab oder fehlt im Erwachsenenalter, wenn in den ersten drei Lebensjahren gestörte Familienbeziehungen die intensive Bindung des Kleinkindes an eine erwachsene Person hindern. (BGW Forum 2011)

Menschen mit Behinderung unterschiedlicher Art – körperlicher, geistiger oder psychischer – die in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung (WfbM) arbeiten, haben zum Teil diese negativen Erfahrungen in ihrem Leben gemacht und Bindungsstörungen wirken sich in ihrem Fall besonders negativ aus. Deshalb sollte die Arbeit in einer WfbM für sie ein wichtiger Meilenstein ihrer Entwicklung sein und ihnen Bindung ermöglichen. Dort wollen sie – in dem ihnen möglichen Rahmen – ihren Beitrag im Arbeitsleben leisten und dafür Erfolg und Anerkennung bekommen – das hilft dabei eine Bindung zu entwickeln und auszubauen. Für einen nicht geringen Teil der behinderten Mitarbeiter ist die Werkstatt oft die einzige „Bezugsperson“ und soziale Kontaktstelle.

In den Sozialgesetzen ist verankert, dass Menschen ein Recht auf berufliche Bildung und Beschäftigung haben, die

aufgrund ihrer Behinderung nicht, nicht mehr bzw. nicht wieder auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt tätig sein können. Ihnen wird die Möglichkeit geboten, in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung oder Integrationsfirma zu arbeiten. Der Erfolg dieser Teilhabeleistungen leitet sich aus der wirtschaftlich verwertbaren Arbeitsleistung im produktiven Prozess ab – rein ökonomisch betrachtet. Er zeigt sich aber gleichzeitig in der grundsätzlichen Leistungs- und Lernbereitschaft sowie in der persönlichen Zufriedenheit der behinderten Beschäftigten der WfbM. (Eckpunktepapier der Diakonie 2014) Diese persönliche Zufriedenheit wird mit durch ein gutes Gefühl des Gebundenseins im Arbeitsprozess und den persönlichen Kontakten getragen.

### Welchen Platz der Einzelne im Leben finden kann, hängt auch von den allgemeinen Lebens- und Arbeitsbedingungen in unserer Gesellschaft ab.

Heute finden wir in Werkstätten für Menschen mit Behinderung viele Personen mit Bindungsstörungen, die noch vor 20–30 Jahren eine Arbeitsstelle im freien Arbeitsmarkt bekommen hätten. Wie die Situation in 20 Jahren aussehen wird, können wir heute nicht abschätzen. Was wir tun können, ist dafür zu sorgen, dass der einzelne Mensch, den wir betreuen, eine Grundlage für seine weitere Entwicklung mitbekommt, also Bindungsstörungen, die in früher Kindheit entstanden sind und in gewisser Hinsicht zu

einem Stillstand in der Persönlichkeitsentwicklung führten, aufzubrechen und zu lindern. Dazu ist es notwendig, dem Jugendlichen oder Erwachsenen einen Ersatz an sicherer Bindung anzubieten. (aus „Bindungsstörungen“ Institut Johnson)

UN-Behindertenrechtskonvention, Sozialgesetzbücher, Bundesteilhabegesetz, „Lieblingsplätze für alle“, „Aktion Mensch“, „gute Arbeit“, unterstützte Beschäftigung, berufliche Trainingszentren, betriebliches Eingliederungsmanagement, REHA-Fachberatung, Bundesagentur für Arbeit, Inklusion, Paradigmenwechsel... usw. – man kann noch viele Worte, Fachbegriffe, Aktionen benennen – das Wort Bindung – im Sinne von positiver, entwicklungsfördernder Unterstützung im Arbeitsleben der Menschen, besonders der behinderten, wird man hier nicht oder doch sehr selten finden. Warum? Hat es damit etwas zu tun, dass die bereits über 50 Jahre alten Forschungsergebnisse der Bindungstheorie seit den 70er Jahren in Pädagogik und Psychologie nicht nur in Vergessenheit geraten sind, sondern dass sie regelrecht unterdrückt wurden? Erst in den letzten 10 Jahren entdeckte man sie wieder. (aus „Bindungsstörungen“ Institut Johnson)

Im Kreis der Sozialdienstleiter der WfbM der Diakonie Sachsen sind im Folgenden Schwerpunkte zusammen getragen worden, wie im Rahmen einer Arbeitsbeziehung wie sie in der Werkstatt gegeben ist, das Bindungsverhalten der Menschen gestärkt und weiterentwickelt werden könnte:



## Bildung schafft Zukunft.

### Anerkannte berufliche Qualifikation in WfbM

Menschen mit Lernschwierigkeiten und Handicaps, die eine Werkstatt für behinderte Menschen besuchen, haben das Recht auf eine angemessene berufliche Bildung. Trotzdem gab es bisher kaum Chancen, dort einen bundesweit anerkannten Berufsabschluss zu erwerben.

„Immer wieder äußern Schüler der Schule für geistig Behinderte den Wunsch, eine Lehre zu machen. Die hohen Anforderungen einer regulären Ausbildung können diese Jugendlichen aber nicht erfüllen und leider ist die berufliche Bildung in den Werkstätten auch nicht als Ausbildung anerkannt. Damit schließen wir aber eine große Anzahl von

Jugendlichen aus dem Bildungssektor vollständig aus. Das soll jetzt anders werden“, erläutert Karen Kohlmann, zuständig für die berufliche Bildung in den Werkstätten der Leipziger Diakonie am Thonberg. Und zwar mit dem Projekt „Bildung schafft Zukunft!“, das die Diakonie Sachsen im Mai 2014 gestartet hat und im April 2016 beendet sein soll. Es soll Menschen mit Behinderung zu einer zertifizierten beruflichen Bildung auch in Werkstätten verhelfen. Gemeinsam mit diakonischen Trägern von WfbM werden in sechs Arbeitsgruppen zertifizierbare Bildungsbausteine entwickelt, in enger Abstimmung mit der Handwerkskammer und der Industrie- und Handelskammer, um eine anerkannte Qualifizierungsebene für Menschen mit Behinderung zu schaffen. Übergänge von Menschen mit Behinderungen aus der WfbM in den allgemeinen Arbeitsmarkt sollen damit

möglich werden: Durch die Schaffung einer Vergleichbarkeit von Bildungsinhalten in WfbM mit Ausbildungsinhalten anerkannter Berufe gemäß Berufsbildungsgesetz und Handwerksordnung soll die Inklusion von Menschen mit Behinderung unterstützt und deren Beschäftigungsfähigkeit langfristig verbessert werden. Dazu werden bereits gemäß Berufsbildungsgesetz und Handwerksordnung anerkannte Ausbildungspläne unterschiedlicher Berufe in einzelne Bildungsmodule zerlegt und zertifiziert. In der Praxis heißt das, dass die jeweiligen Bildungsinhalte einer Berufsausbildung so aufbereitet werden, dass sie auch für Menschen mit Behinderung in Werkstätten angewandt werden können: Die entstehenden Bildungsmodule sind kleinschrittig und bauen Schritt für Schritt aufeinander auf. Gefördert wird das Projekt durch die Landesdirektion Sachsen.

- Man braucht eine Bindungsperson(en), die authentisch, ehrlich, empathisch, wertschätzend, verfügbar, ansprechbar ist (sind).
- Die Bindungspersonen müssen selbst emotional stabil, belastbar, professionell, Sicherheit gebend, verlässlich, professionelle Distanz wahrend, konsequent und berechenbar in ihren Aussagen und Handlungen sein.

Bindung entsteht durch gute Kommunikation und langfristige Beziehungsarbeit. Dabei erleichtern vorhandene menschliche Sympathien zwischen den Partnern die Bindung erheblich, während sich Antipathie schwer wegschieben lässt. Gründliche Kenntnisse über die Behinderung, Kindheit, Familie, Bildungswege, persönliche Entwicklungskennnisse über den zu Betreuenden sind unerlässliche Fakten für eine persönlichkeitsfördernde Unterstützung der Arbeit in der WfbM.

Die WfbM bietet ein menschenwürdiges und achtendes Umfeld, das in den Erfahrungen der meisten behinderten Werkstattmitarbeiter auf dem ersten Arbeitsmarkt – soweit sie dort Erfahrungen sammeln konnten – so nicht vorhanden ist. Auch für private Probleme werden Lösungswege gesucht. Dafür offen ist der Mensch aber nur dort, wo er ernst genommen wird und sich gut aufgehoben fühlt – also Bindung entstanden ist.

Mit dem Beitritt Deutschlands zur Behindertenrechtskonvention im Jahr 2009 ist das Schlagwort Inklusion in den Focus der Öffentlichkeit getreten. Für die Arbeitswelt bedeutet es eine verstärkte Öffnung des ersten Arbeitsmarktes für behinderte Menschen und deren notwendige Unterstützung dabei. Die behinderten Mitarbeiter in den WfbM sind dazu angehalten, unterstützt den Schritt auf den freien Arbeitsmarkt zu wagen. Es gibt dazu positive

Beispiele wie Menschen mit Behinderung aus der Werkstatt durch Mitarbeit in Integrationsfirmen einen Platz im Arbeitsleben finden können. Im Fitnessstudio *DIA-fit – Bewegung + Wohlfühlen* des Diakonischen Werkes im Kirchenbezirk Auerbach e.V. – Fachbereich Angebote für Menschen mit Behinderung – werden viele Interessen der Benutzer dieses Freizeitangebotes und der Beschäftigten positiv beeinflusst. Für behinderte Menschen sind Arbeitsplätze entstanden. Menschen mit Behinderung aus den nahe liegenden Werkstätten und Wohnungen und nichtbehinderte Benutzer gestalten zusammen ihre Freizeit, sie tun etwas für ihre Gesundheit, sie erfahren etwas von- und übereinander. Sie tauschen sich aus, sie lernen sich besser kennen – es sind sehr gute Voraussetzungen „...damit Bindung gelingt“.

Birgit Schuchardt  
Referat Behindertenhilfe/Psychiatrie

# Bindungen von Menschen mit Behinderungen

## Erhalten und stärken

**Menschen mit psychischen Erkrankungen verfügen häufig über wenige soziale Bindungen, ihr Beziehungsnetz ist meist klein und wenig tragfähig.**

Ursache dafür sind das Krankheitsgeschehen an sich und die daraus resultierenden Kommunikationsschwierigkeiten. Angehörige fühlen sich überfordert, hilflos und können Verhalten nicht verstehen. Lange, immer wieder kehrende Krankenhausaufenthalte reißen Betroffene aus ihrem sozia-



len Umfeld. So zerbrechen zunehmend Bindungen. Für den Verlauf der Erkrankung ist aber gerade die soziale Einbindung ein wesentlich stabilisierender Faktor. Kinder von psychisch kranken Eltern und älter werdende Menschen sind besonders vom Verlust der Beziehungen betroffen. Um Bindungen zu erhalten und die Bindungsfähigkeit zu stärken, brauchen Menschen mit psychischen Erkrankungen oder Behinderungen Hilfen vor Ort. Dazu gehören sowohl sozialpsychiatrische Dienste als auch Selbsthilfenetzwerke, welche im nahen Sozialraum in Anspruch genommen werden können.

Im Jahr 2014 widmeten wir deshalb unsere Arbeit der Weiterentwicklung unserer Angebote für älter werdende Menschen mit psychischen Erkrankungen und für Kinder bzw. Eltern mit Behinderungen. Unter dem Thema „Leben im Wandel – Alter und psychische Erkrankung“ fand im März des vergangenen Jahres ein Fachtag statt. Ausgehend von den aktuellen Erfordernissen haben sich Fachleute und Trägervertreter gemeinsam über den Bedarf und die Entwicklung von neuen Wohn- und Versorgungsformen ausgetauscht. Die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention und der demographische Wandel fordern auch diakonische Dienste heraus, neue Angebote im Sozialraum zu initiieren. Wichtige Impulse setzte in dieser Fachtagung Professor Dr. Klaus Dörner aus Hamburg in seinem Vortrag „Alter(n) neu erfinden“. Er sprach von einer neuen Dienstleistungsepoche, in welcher bürgerschaftliches Engagement die professionelle Sozialarbeit ergänzen muss. Die

Gesellschaft braucht Bürgerhelfer. In der Organisation dieses „Bürgerprofimixes“ können Kirchgemeinden im Sozialraum eine wichtige Rolle übernehmen. Menschen im Ruhestand sollten z.B. für Hochbetagte ihre Kompetenzen einsetzen. Es sollte in den Kirchgemeinden und der Diakonie stärker um die Vernetzung der Aktivitäten gehen. Prof. Dr. Dörner ist der Meinung: „...nur Bürger können Bürger integrieren, nicht Profis“.

Ergänzt wurde dieser Vortrag durch die Vorstellung des Projektes „neues wohnen“ in Halberstadt. Frau Schwentek, Geschäftsführerin des Diakonischen Werkes im Kirchenkreis Halberstadt, stellte ihre komplexen Hilfen in Wohnquartieren von Halberstadt vor. Die Wohnquartiere sind Kommunikations- und Dienstleistungszentren im jeweiligen Stadtteil. Eine besondere Bedeutung kommt dabei den so genannten „Wohncafés“ in jedem Wohnblock zu – als Orte der Begegnung und Kommunikation. Diese Wohnquartiere fördern und fordern nachbarschaftliches Engagement und den Einsatz von ehrenamtlich tätigen Menschen.

Ein weiteres neues Erfordernis ist die Entwicklung von ambulanten Hilfen für Eltern mit Behinderungen. Menschen mit erworbenen oder angeborenen Behinderungen haben das Recht, ein Leben mit Kindern zu führen und für sie zu sorgen. Um die Eltern-Kind-Bindung zu ermöglichen, bedarf es unterschiedlicher Unterstützungs- und Assistenzleistungen. Diese bestehen im sächsischen Hilfesystem nicht in ausreichendem Maße und müssen besser aufeinander



abgestimmt werden. Behindertenhilfe und Psychiatrie haben deshalb gemeinsam mit dem Bereich der Kinder- und Jugendhilfe dieses Thema in einem Fachtag bearbeitet. Im Ergebnis soll in der Weiterarbeit eine Handreichung für die Weiterentwicklung ambulanter Hilfen für Eltern mit Behinderungen entstehen.

## Kinder psychisch kranker Eltern brauchen dringend mehr Hilfe

Deutlich wurde in dem Fachaustausch, dass besonders Kinder von psychisch kranken Eltern Hilfe brauchen. In Deutschland leben mehr als 1,5 Millionen Kinder, deren Eltern chronisch psychisch krank oder suchtkrank sind. Die Situation dieser Kinder ist in der Fachöffentlichkeit zu wenig in den Blickpunkt genommen worden. Die Kinder psychisch Kranker erleben ihre Eltern über einen längeren Zeitraum oder immer wiederkehrend in für sie unverständlichen, besonderen Zuständen. Von dieser für die Kinder bedrohlichen Welt fühlen sie sich ausgeschlossen. Sie erleben Trennungen durch Krankenhausaufenthalte und oft wechselnde Betreuungen. So entwickeln sie Bindungsstörungen, die später selbst häufig zur Ursache psychischer Störungen werden. Hier sind wir als Diakonie herausgefordert, Hilfen und Unterstützungen für Kinder psychisch kranker Eltern einzufordern und anzubieten.

Roswitha Mildner

## Experte und Genesungsbegleiter

Mit den Mitteln einer Haus- und Straßensammlung unterstützt die Diakonie Sachsen Projekte, die den Einsatz von ehrenamtlicher Sozialbegleitung für Menschen mit psychischen Erkrankungen im ländlichen Raum ermöglichen. Herr N. aus Böhlen arbeitet ehrenamtlich bei der „Brückeninitiative“ der Psychosozialen Kontakt- und Beratungsstelle des Diakoniewerkes Zschadraß gGmbH in Borna bei Leipzig mit und schreibt dazu:

*Von meinem Ehrenamt profitieren beide Seiten. Zum einen der zu Betreuende und zum anderen ich als Betreuender. Durch meine eigene Krankheitsgeschichte bin ich sensibel für die Anliegen psychisch kranker Menschen und kann mich in sie leichter hineinversetzen. Ich kenne die Sorgen und Nöte aus eigener Erfahrung und kann diesen Erfahrungsschatz in das Ehrenamt mit einfließen lassen. Außerdem hilft auch mir diese Aufgabe dabei, meinen eigenen Alltag besser zu bewältigen und zu strukturieren. Ich kann wieder pflichtbewusst einer Aufgabe nachgehen, die mir das Gefühl vermittelt, gebraucht zu werden, es stärkt mein Selbstwertgefühl und verleiht mir Selbstvertrauen für mein eigenes Handeln.*

*Auch die positiven Rückkopplungen der Klienten, die die geleistete Arbeit des Ehrenamtes würdigen, hinterlassen bei mir den Eindruck, etwas Sinnvolles zu tun und motivieren mich, dieser Aufgabe gewissenhaft nachzugehen. Ich bin davon überzeugt, dass solche „EX-IN-Projekte“ (in meinem Fall die „Brückeninitiative“) in hohem Maße Sinn ergeben und mir als selbst Betroffenen die Möglichkeit geben, als „Experte und Genesungsbegleiter“ tätig zu sein.*

*Der Beginn einer psychischen Erkrankung ist fast immer mit sozialem Abstieg, mit Status- und Rollenverlust, Arbeitslosigkeit, Armut, Isolation und den daraus resultierenden Ängsten verbunden, die uns Betroffene lähmen und isolieren. Die individuellen Biografien und Lebenslagen machen es meiner Ansicht nach zwingend notwendig, solche Projekte fortzuführen und auszubauen, um ein „Bündnis gegen Depression“ aufzubauen. Es soll die Menschen in ihrem Lebensumfeld abholen, damit sie sich verstanden und respektiert fühlen und merken, dass ihnen geholfen wird. Nur so kann die Integration zurück in die Gesellschaft wirklich gelingen, woran alle interessiert sein sollten (Stichwort: „soziale Psychiatrie“).*

*Fazit: Das Ehrenamt, hier die „Brückeninitiative“, ist ein wichtiger Baustein, um Betroffenen wieder eine Möglichkeit zu geben, in Teilen am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Dafür ein Dankeschön!*

## Wenn sich alte Bindungen lösen: Ambulante Wohnformen machen Neues möglich

**„Seid Ihr mir jetzt böse, dass ich gehe?“, fragte ein Bewohner eines Wohnheimes die Mitarbeiter bevor er in eine ambulante Wohnform umzog.**

In den stationären Einrichtungen der Diakonie Sachsen werden Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen nicht nur betreut, sondern auch dabei unterstützt in ambulante Wohnformen zu ziehen, wenn sie möchten. Dieser Prozess folgt dem Grundsatz „ambulant vor stationär“, fällt aber den Beteiligten nicht immer leicht.

Zum einen gibt es Fähigkeiten und Fertigkeiten, die erlernt werden müssen. Zum anderen sind da Bindungen, Freundschaften und auch lieb gewonnene Gewohnheiten und Sicherheiten, die durch den Wechsel z.B. in das ambulant betreute Wohnen, also in eine eigene Wohnung mit Unterstützung, zum Teil gravierende Veränderungen erfahren oder ganz wegfallen. Hier braucht es viel Hilfestellung z.B. durch tagesstrukturierende Angebote der Betätigung und der Beschäftigung, um neue Strukturen im Alltag und Bindungen im Wohnumfeld aufzubauen.



Aber es lohnt sich. In einer eigenen Wohnung können Menschen mit Behinderungen oder psychischen Erkrankungen mit Unterstützung selbstbestimmter leben und mehr eigene Entscheidungen treffen. Perspektivisch wird der Weg „ambulant vor stationär“ in den nächsten Jahren steiniger werden. Da es auch Ziel des Weges ist, Menschen mit Behinderungen und vergleichsweise höheren Hilfe- und Unterstützungsbedarfen, die nicht in eine Pauschale passen, das Wohnen in einer eigenen Wohnung zu ermöglichen.

Gleichzeitig bedeutet der weitere Fortschritt im Ambulantisierungsprozess, dass nur noch Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen in den Wohnheimen der Eingliederungshilfe leben werden, deren Hilfebedarf sehr groß ist (z.B. aufgrund schwerstmehrfacher Behinderungen, des Alters und gesundheitlicher Einschränkungen, herausfordernden Verhaltens). Das bedeutet sowohl für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter als auch für die Leistungsträger eine Herausforderung hinsichtlich der Hilfeleistungen und der Ermöglichung von Teilhabe am Leben in der Gesellschaft für die Bewohnerinnen und Bewohner.

Ein sehr wichtiges Thema und auch Ergebnis im Bereich Behindertenhilfe/Psychiatrie war beispielsweise die Erarbeitung der „Handreichung zur inhaltlichen Schwerpunktsetzung und zur Erstellung von Konzeption und Leistungsbeschreibung für Angebote der Tagesbetreuung für Menschen mit Behinderungen.“

Diese Handreichung entwickelte eine Arbeitsgruppe des Fachverbandes Evangelische Behindertenhilfe und Psychiatrie in fast zwei Jahren intensiver Arbeit. Grundlage der Handlungsempfehlung ist die Annahme, dass eine individuell auf die Bedürfnisse und Kompetenzen abgestimmte Tagesbetreuung für Menschen mit Behinderungen und chronisch psychisch kranken Menschen, unabhängig von der Wohnform, zu einer größeren Selbständigkeit sowie Lebensqualität und Zufriedenheit – und letztlich auch zu einer größeren Teilhabe am gesellschaftlichen Leben führt.“

Menschen mit Behinderungen haben neben dem Lebensbereich „Wohnen“ das Recht auf weitere Lebensbereiche und auf Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft. Das bedeutet, dass die entsprechende Tagesbetreuung auch in Form eines „Zweiten Lebensraumes“ angeboten wird. Dabei wird die Tagesbetreuung als eine Form von Arbeit im Sinne von Tätigsein, Produzieren (zum Nutzen von anderen Menschen) verstanden.<sup>1</sup> So ging es darum, Zielgruppen und konkrete Hilfebedarfe zu benennen sowie entsprechende Qualitätskriterien möglicher Leistungen zu entwickeln. Hinsichtlich des Themas „...damit Bindung gelingt“, kann festgehalten werden, dass Menschen, die nach einer sinnstiftenden Tätigkeit am Nachmittag nach Hause kommen, sich in der Regel nicht nur auf die dortigen vertrauten Beziehungen und Räumlichkeiten freuen, sondern sich an das gesellschaftliche Leben angebunden, als ein wertschöpfender Teil dessen fühlen. Diese Verknüpfung von Arbeiten und Wohnen macht Bindung stark.

Die Handreichung wurde am Ende des Jahres bei einem Fachtag mit guten Praxisbeispielen umfangreich vorgestellt und beraten.

2014 war für den Bereich Behindertenhilfe und Psychiatrie ein bewegtes Jahr. So startete die Bundesregierung die Entwicklung eines Bundesteilhabegesetzes. Dabei wurde begonnen, Begrifflichkeiten und Inhalte, die feste Bestandteile des Bereiches Behindertenhilfe und Psychiatrie bilden, einer grundlegenden Überarbeitung zu unterziehen. So geht es beispielsweise um die Weiterentwicklung des Behindertensbegriffs, die Abgrenzung von Fachleistungsstunden zu existenzsichernden Leistungen aber auch um die Form möglicher Geldleistungen. Die Ergebnisse stehen bisher nicht fest, könnten aber weitreichende Folgen haben. Die diakonischen Dienste und Einrichtungen werden entsprechend ihre Angebote weiterentwickeln und personensorientierter gestalten. Die Reform der Eingliederungshilfe wird uns auch 2015 voraussichtlich stark beschäftigen.

Kerstin Jahn

<sup>1</sup>Vgl. Handreichung S. 5

## Viele ungelöste alte Probleme: Altenhilfe in Sachsen wartet dringend auf neue Impulse

### **Im ambulanten Bereich war das Jahr – wieder einmal – geprägt von der Frage, wie die Diakoniesozialstationen perspektivisch zu leistungsgerechten Entgelten kommen.**

Eine seit Herbst 2013 vom Vorstand eingesetzte Arbeitsgruppe aus Vertretern von Trägern und des Diakonischen Amtes bearbeitete in einem Zeitraum von einem Jahr bis Oktober 2014 gemeinsam mit den Trägern intensiv die Fragestellung, ob es gelingen kann, dieses Ziel über den Weg der Zeitvergütung zu erreichen. Aufgrund sich verändernder gesetzlicher Rahmenbedingungen musste dieses Vorhaben jedoch aufgegeben werden. Dennoch wird die Arbeitsgruppe weiter daran arbeiten, die nach wie vor ungelösten Vergütungsfragen für die ambulante Pflege voranzutreiben.

Im stationären Bereich sind auch die Möglichkeiten beschränkt, die Betreuungssituation durch baulich-konzeptionelle Weiterentwicklungen öffentlich geförderter Pflegeeinrichtungen zu verbessern. Gründe dafür sind die Überbürokratisierung und teilweise landesrechtlichen Regelungen wie die Pflegeeinrichtungs-Verordnung, die dem Veränderungs- und Anpassungsbedarf an die veränderten pflegerischen Bedarfe nicht gerecht wird. Die sehr hohe Pflegebedürftigkeit von Anfang an und ein großer Anteil Demenzerkrankter machen eine Überarbeitung dieser Verordnung dringend erforderlich, damit sich auch geförderte stationäre Pflegeeinrichtungen konzeptionell und baulich entsprechend weiterentwickeln können.

Auch im Jahr 2014 gab es in der Altenhilfe einige Neugründungen und Kapazitätserweiterungen, darunter erfreulicherweise auch quartiersbezogene Komplexeinrichtungen, in denen offene, ambulante und stationäre Angebote der Altenhilfe und Pflege miteinander verknüpft werden.

Wie schon in den Vorjahren wurde auch im Jahr 2014 das Netzwerk „Qualitätssicherung in der Altenhilfe“ unter externer Begleitung in sechs regionalen Netzwerkgruppen fortgeführt. Deren Angebote zielgruppenspezifischer Fachtage waren enorm nachgefragt und sehr erfolgreich – was die Qualitätsentwicklung in den ambulanten, teilstationären und stationären Einrichtungen stärkt und weiter vorantreibt.

Aufgrund der bekannten demographischen Entwicklung in Sachsen und ihren Auswirkungen wie der Ausdünnung für unterstützende Strukturen in Familie, Nachbarschaft und Quartier, wird der Bedarf an professionellen gesundheits- und sozialpflegerischen Leistungen auch zukünftig weiter zunehmen. Es ist zu erwarten, dass sich auch weiterhin viele ältere und pflegebedürftige Menschen und ihre Angehörigen an die diakonischen Einrichtungen der Altenhilfe und Pflege wenden werden, um die nötige Unterstützung bei Pflege, Betreuung und Versorgung sowie bei der Bewältigung des Alltags zu erhalten.

Die Träger und Einrichtungen haben in den letzten Jahren bewiesen, dass sie in der Lage sind, durch Differenzierung und Weiterentwicklung ihrer Angebote auf sich ändernde

Bedarflagen unterstützungsbedürftiger Menschen einzugehen und dass sie mit sich verändernden Rahmenbedingungen umgehen können.

Im Koalitionsvertrag von CDU und SPD ist vorgesehen, gemeinsam mit den Akteuren die bisher fehlende Gesamtstrategie „Gute Pflege in Sachsen“ bis Ende 2015 zu erarbeiten, um Versorgungsstrukturen zu sichern und Beratungsangebote auszubauen. Das lässt hoffen, dass die Leistungsfähigkeit von Altenhilfe und Pflege in Sachsen unter Einbeziehung der relevanten Partner weiter entwickelt werden kann. Hier werden wir als Diakonie darauf achten, einbezogen zu werden.

Mit dem Pflegestärkungsgesetz I sind ab dem 01.01.2015 weitere Leistungsverbesserungen im ambulanten und stationären Bereich in Kraft getreten, was zu begrüßen ist. Allerdings sind die gesetzlichen Regelungen in der Sozialen Pflegeversicherung durch die Pflegereformen der letzten Jahre inzwischen so komplex, ja teilweise undurchschaubar geworden, dass der Bedarf an Information und Beratung bei den Betroffenen und ihren Angehörigen noch weiter gestiegen ist.

Nach wie vor nicht eingeführt ist der neue Pflegebedürftigkeitsbegriff. Dies soll nunmehr endlich im Zuge des Pflegestärkungsgesetzes II im Jahr 2017 geschehen.

Miriam Müntjes



# Aktionstag Altenpflege

am 12. Mai 2014 in Sachsen

**Wir fordern ein Rettungspaket Altenpflege für:  
Würdevolle Pflege, Gerechte Finanzierung,  
Familiäre Entlastung und Attraktive Ausbildung**





## **Bindung und Demenz:** Das Gefühl stirbt zu allerletzt

**Das Thema Bindung kann bei an Demenz erkrankten Menschen gar nicht überschätzt werden – es ist das Wichtigste was in ihrem Leben noch zählt.**



30 Jahre in der Altenpflege und 11 Jahre als Heimleiterin haben Claudia Rückert eines gelehrt: „Gesellschaftliche Rahmenbedingungen für die Pflege sind wie sie sind – man kommt damit besser oder schlechter zurecht. Aber eines ist sicher: Jeder, der es wirklich will, kann an seiner Stelle in der Pflege etwas zum Guten bewegen!“ Das hat sie geschafft – „ihr“ Heim „Haus Abendsonne“ in Auerbach gehört zu den besten in Deutschland.

Erste Überlegung: Wer ins Pflegeheim geht, muss viel von seiner Autonomie abgeben – er darf nicht mehr rauchen, nicht mehr trinken, soll essen, schlafen, sich waschen, wann es Tagesablauf und Dienstplan vorsehen. Und: Lange schon bevor der Umzug ins Heim ansteht, waren die meisten isoliert und einsam. Daher kommt auch meine Überzeugung: Wir müssen im Heim nichts großartiges hochziehen – wenn es uns gelingt, normales Leben zu ermöglichen, das heißt, dass jeder hier weitestgehend so leben kann, wie er es will und er Nähe und Bezogenheit erleben darf – dann haben wir es geschafft. Dafür brenne ich. Es macht Sinn und es tut mir selbst gut, ja, es bringt mehr Spaß in die Arbeit, wenn ich mich daran orientiere: Was tut dem alten Menschen gut und wie kann ich ihm signalisieren „Du bist mir wichtig?“

Zweite Überlegung: Demenz zerstört vieles – aber niemals eine sichere Bindung. Die Menschen sind untereinander oft total zerstritten. Da kommt die Tochter und sagt: Unser Leben ist völlig aus den Fugen geraten. Meine Mutter ist dement, meine Ehe aufgrund der Belastung zerbrochen und jetzt bin ich auch noch mit meiner Mutter zerstritten, manchmal kam es zwischen uns sogar zu Gewalttätigkeiten. Jetzt muss ich sie ins Heim geben. Ich habe total versagt.“ Es ist dann entlastend, wenn ich ihr sagen kann:

Ihre Mutter ist bei uns gut aufgehoben und Sie kommen nur noch als Praline ins Haus und genießen das Miteinander mit Ihrer Mutter. Selbst wenn Ihre Mutter Sie irgendwann gar nicht mehr kennt, freut sie sich doch, dass jemand kommt. Sie können ihr dann doch trotzdem Freude bereiten, sie bei der Hand halten, streicheln, ihr vorlesen, mit ihr spazieren gehen – das Gefühl und die Bindung sind noch da. Der Wunsch nach Bindung ist das jedem Menschen seit seiner Geburt angeborene Bedürfnis nach körperlicher und emotionaler Sicherheit. Das hört nie auf und stirbt zu allerletzt. Und dafür können und müssen wir hier sorgen.

Dritte Überlegung: Das Heim bietet 30 Plätze, 24 sind davon sind mit an Demenz erkrankten Menschen besetzt. Früher musste man überlegen: Was mache ich mit den Dementen? Heute muss man überlegen: Was mache ich mit den Nichtdementen? Dennoch bin ich ein großer Gegner reiner Demenzwohnbereiche. Für nicht Demente kann das furchtbar sein, wenn sie sich zu den Dementen abgeschoben fühlen. Das möchten wir nicht. Wir versuchen, in kleinen, familienähnlichen Gruppen so normal wie möglich zu leben. Es bleibt auch keiner im Bett oder in seinem Zimmer. Der MDK erkennt 20 Minuten zum Essenreichen an – aber ob jemand am Tisch sitzen kann – das hängt doch vor allem von meiner Pflege ab.

Das heißt: Wir arbeiten biographieorientiert. Die meisten Menschen mit Demenz sind ja überaus schlau – sie sind gebildete Menschen, die bestimmte Ausfälle überspielen und sich was anschauen oder nachmachen können, was sie früher natürlich konnten. Sie sitzen mit den Mitarbeitern also am Tisch und schauen zu, wie das mit dem Brot belegt geht. Bei uns wird kein Brot vorgeschmiert. „Suchen Sie sich etwas aus – was gefällt Ihnen denn? Ja,

das schmeckt gut. Prima!“ Jeder Mensch ist empfänglich für Lob, Anerkennung – auch das hört nicht auf. Auch demente Menschen spüren, ob man abwertend und genervt oder wertschätzend mit ihnen umgeht. Trotzdem kommt es manchmal gegenüber Pflegekräften zu Beschimpfungen und Übergriffen. Das darf man aber nicht persönlich nehmen. Und wenn Mitarbeitende sich scheuen, dann ziehe ich mir eben selbst den Kittel an und versuche vorzuleben und zu zeigen, wie es gehen könnte.

Vierte Überlegung: Bindung zeigt sich auch im Sterbeprozess. Auch wenn ich dafür keine Zeit habe – ich nehme mir sie. Die Menschen sollen in Frieden gehen können. Und danach muss einige Tage lang an diesem verwaisten Platz am Tisch eine Kerze brennen. Es dauert einige Zeit, bis jemand Neues einziehen kann. Da muss erst etwas abgeschlossen werden – und zwar für alle. Mitbewohner wie Mitarbeitende.

Fünfte Überlegung: Bindung braucht Vertrauen. Auch von Mitarbeiterseite aus. Es entstehen zu lassen, ist Führungsaufgabe. Ich sage meinen Mitarbeitenden immer: „Euer Brötchengeber bin nicht ich – das ist der Mensch, der hier neben dir sitzt und dem Du gerade zuhörst und die Hand hältst. Du musst nicht aufspringen, nur weil gerade deine Chefin vorbeikommt. Wer bin ich, dass ich das Recht hätte, eine Beziehung zu unterbrechen und einfach einen Menschen sitzen lassen? Bindung aufzubauen, ist das Anspruchsvollste, was es gibt. Meine Mitarbeitenden finden das gut und danken es mir mit einem niedrigen Krankenstand und kaum Fluktuation – auch da muss Bindung nämlich gelingen, wenn ich meinen alten Menschen Kontinuität in der Pflege und Begleitung bieten will.

Protokoll: Sigrid Winkler-Schwarz



## Nicht zu spät rufen – damit Bindung bei der Sterbebegleitung gelingt

**Ehrenamtliche Hospizhelfer bedauern in letzter Zeit häufiger, dass sie leider sehr spät zu den Sterbenden gerufen werden. Sogar oftmals erst dann, wenn Kommunikation schon nicht mehr möglich ist.**

Der Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung und Bindung gelingt dann nur noch selten. Im Gegenzug nimmt aber die Häufigkeit und Intensität von Trauerbegleitungen der Angehörigen zu. So zeichnet sich ein Muster ab: Ist die Sterbebegleitung kurz, dauert die Trauerbewältigung länger und umgekehrt.

Bedauert wird in letzter Zeit von den hauptamtlichen Koordinatoren auch, dass es schwerer wird, ehrenamtliche Hospizhelfer für die oft kurzfristigen Begleitungen zu finden. Die Diakonie Sachsen hat aus diesem Grund ein sachsenweites Plakat für die diakonischen Hospizdienste entwickelt, das zu Jahresbeginn 2015 an alle ambulanten Hospizdienste zum Verteilen verschickt wurde. Das Plakat soll einerseits auf die frühzeitigen Entlastungsangebote für die Angehörigen hinweisen, andererseits auch Interesse für die Hospizhelfertätigkeit wecken. Der auf dem Plakat zu sehende junge Mann soll im Zusammenhang mit dem Thema Sterben Verwunderung auslösen. Gleichzeitig kann das Bild aber auch für einen Kranken- oder Hospizhelfer sprechen.

Mit dieser Aktion – zeitnah zur politischen Debatte zum assistierten Suizid – möchte die Diakonie Sachsen ihre Hospizdienste in der Öffentlichkeitsarbeit unterstützen. Das Plakat soll als „Türöffner“ zu Pflegediensten, Krankenhäusern, Arztpraxen fungieren und der eigene Hospizdienst wird mittels Aufkleber als Ansprechpartner in der Region genannt. Die sachsenweite Verbreitung des Motivs soll einen gewissen Wiedererkennungseffekt auslösen.



**Diakonie**   
Sachsen

### In Würde sterben

**Hospiz- und Besuchsdienste**

- schenken Sterbenden und schwer Erkrankten Zeit und Zuwendung
- begleiten Angehörige und ermöglichen Freiräume
- arbeiten eng mit Pflegenden und Ärzten zusammen

 Wollen Sie sich engagieren?  
Nehmen Sie Kontakt mit uns auf!

[www.diakonie-sachsen.de](http://www.diakonie-sachsen.de)

In einer Studie zur Sterbebegleitung in sächsischen Pflegeheimen und Krankenhäusern wurden Mitarbeiter gefragt: „Sie kennen Ihr Pflegeheim/Krankenhaus selbst am besten. Wenn Sie die Bedingungen überschauen, würden Sie in Ihrem Heim/Krankenhaus sterben wollen?“

Seit dieser Umfrage sind fast 10 Jahre vergangen, dennoch haben sich die politischen Rahmenbedingungen in stationären Pflegeeinrichtungen bisher nicht grundsätzlich verbessert. Weder wurde die palliative Kompetenz der Pflegenden durch eine regelhafte Finanzierung gestärkt, noch mehr Pflegezeit für die Sterbenden vereinbart. In den Rahmenvereinbarungen für die ambulante Hospizarbeit wurde 2010 lediglich festgelegt, dass Sterbende auch in stationären Pflegeeinrichtungen begleitet werden dürfen, weil Bewohner dort das letzte Zuhause haben.

Allerdings kommen Bewohner kränker und später in die Einrichtungen und sterben schneller als früher. Diese „Verdichtung“ ist für die Pflegenden eine Herausforderung, sind sie doch eigentlich für eine aktivierende Pflege ausgebildet worden und erleben nun viele palliative Situationen – ohne mit den entsprechend zeitlichen und palliativen Kompetenzen ausgestattet zu sein. Die Diakonie hat deshalb in einem Positionspapier zur Palliativen Versorgung in Pflegeeinrichtungen eine „regelhafte Finanzierung“ von Schulungs- und Dienstausschfallzeiten gefordert, auch der organisatorische Mehraufwand soll abgegolten werden. Es bleibt zu hoffen, dass die aktuellen Diskussionen um den assistierten Suizid der Debatte um Hospizversorgung und Palliative Care auch in Altenheimen hoffentlich Rückenwind geben.

Auf Bundes- und Landesebene hat die Diakonie daher auch an Projekten und Veranstaltungen zur Stärkung der palliativ-

ven Kompetenz in stationären Pflegeeinrichtungen mitgearbeitet. Ein Projekt dazu fand, gefördert von der Robert-Bosch-Stiftung, im Haus „Im Sonnenlicht“ in Frankenberg (Diakonisches Werk Flöha) statt.

Auf Bundesebene wurde mit dem Projekt 35 ein Finanzierungskonzept für die hospizliche und palliative Kompetenz in stationären Pflegeeinrichtungen mit sächsischer Unterstützung erarbeitet („Finanzierung palliativ kompetenter Versorgung in stationären Pflegeeinrichtungen“. Positionspapier, Diakonie Text 08.2014, als pdf-Datei abrufbar unter [www.diakonie.de](http://www.diakonie.de)). Es wurde im November 2014 im Rahmen eines parlamentarischen Abends in Berlin vorgestellt und soll jetzt im Frühjahr bei einem Gesetzentwurf zur Stärkung der Hospizarbeit wichtige Argumentationshilfen leisten.

Auf Landesebene veranstalteten Caritas, Diakonie und paritätischer Wohlfahrtsverband einen ersten gemeinsamen Fachtag für die Koordinatoren der Hospizdienste. Im Zentrum standen Präsentationstechniken, die für die Öffentlichkeitsarbeit wie für Schulungen nützlich sind.

Auch der Runde Tisch Hospiz (Wohlfahrtsverbände und Landesverband für Hospizarbeit und Palliativmedizin Sachsen) veranstaltet reihum zweimal im Jahr ein Koordinatoren-treffen. In der Diakonie Sachsen selbst findet mindestens einmal im Jahr ein Koordinatoren-treffen nur für diakonische Dienste statt.

Die Treffen werden deshalb verbandsübergreifend veranstaltet, um den Koordinatoren nicht mehr als vier bis fünf Treffen im Jahr zuzumuten und damit gleichzeitig auch eine bessere, verbandsübergreifende Vernetzung und Verstän-

digung in der eigenen Region zu befördern. Damit werden Synergien genutzt und mögliche Konkurrenzgedanken durch den gemeinsamen Wunsch, die Hospizarbeit voranzubringen, unterbunden.

Die Zahl der diakonischen ambulanten Hospizdienste hat sich 2014 nicht verändert. Ambulante Sterbebegleitungen haben etwas zu-, die Begleitungsdauer eher abgenommen. Annähernd gleich blieb die Zahl der ehrenamtlichen Helfer. Und nach wie vor gibt es das einzige diakonische stationäre Hospiz mit guter Auslastung in Herrnhut.

Dankbar für die gute Arbeit der diakonischen ehrenamtlichen Hospizhelfer hatte die Diakonie Sachsen auch 2014 wieder zu einem Ehrenamtstag eingeladen: In einer künstlerisch gestalteten Lesung stellten Thomas Stecher (Lesung) und Bertram Quosdorf (Musik) Lew Tolstojs Erzählung „Der Tod des Iwan Iljitsch“ vor.

Tolstoi beschreibt darin das Leben und vorzeitige Sterben des Gerichtsangestellten Iwan Iljitsch Golowin, eines äußerlich erfolgreichen Mannes, der sich fest an Konventionen hielt, um zur Gesellschaft dazuzugehören. Dramatisch dicht werden die Angst vor den Schmerzen, die Angst vor dem Tod, die Ohnmacht und die Grausamkeit der Erkenntnis geschildert, das eigene Leben nicht sinnvoll gelebt zu haben. Tolstoi beschreibt diesen Todeskampf eindringlich und mit ungewöhnlichen Bildern – ein Lehrstück für jeden Hospizhelfer!

Uta Werner


## Keine Beratung ohne das Thema Bindung

### Schwangeren- und Schwangerschafts(konflikt)beratung

Die Schwangeren- und Schwangerschafts(konflikt)beratungsstelle des Diakonischen Werkes Löbau-Zittau gGmbH bietet einen Kurs zur Festigung einer sicheren Bindung zwischen Eltern und Kind an. In vor- und nachgeburtlichen Modulen an Sonntagen wird über Information, Gespräch und unter Einbeziehung der eigenen Bindungserfahrungen sowie Videodemonstration mit Feedback die Interaktion zwischen Eltern und Kind reflektiert.

Eltern lernen feinfühlig die Signale des Babys wahrzunehmen und zu reagieren. Die Bezugspersonen achten auf den Gesichtsausdruck, die Lautäußerungen und auf die Körpersprache des Kindes. Welche Bedürfnisse vermittelt das Baby damit? Im ersten Lebensjahr wird das Baby die Erfahrung machen, dass seine Bezugspersonen auf seine Bedürfnisse reagiert und die Grundlage für eine sichere Bindung gelegt wird.

Christiane Lammert arbeitet in der Beratungsstelle für Schwangere, Paare und Familien in Löbau. Sie berichtet:



Unser Kurs kam zustande, mit vielen Mühen um Finanzierung über zwei Jahre. Zwei Kurssonntage im Juni und Juli haben stattgefunden, mit drei Paaren. Dann aber fielen zwei Sonntage aus. Wir hoffen und sind etwas bang, ob der 1. Nach-Geburts-Kurs wahrgenommen wird. Die ersten beiden Kurse brachten sehr offenen Austausch zu Sichten auf Kindererziehung, Erwartungen an das Leben in Familie, als Paar mit Kind. Das hat uns sehr bestätigt darin, dass es ein gutes und stimmiges Konzept ist. – Aber: Hier im ländlichen Raum ist man eben doch vorsichtig in Gruppen, man kennt sich überallher und „Psycho“-Angebote werden verhalten angeschaut, man zieht sich schnell mal zurück, wenn es zu offen wird.

Ich selber habe 2 Paare über 1 1/2 Jahre von der Schwangerschaft bis zum 1. Geburtstag des Kindes begleitet und in die Beratung viele Elemente vom Kurskonzept einfließen lassen. Bei beiden war der biografische Fragebogen eine gute Basis für die Auseinandersetzung mit den eigenen Bindungserfahrungen, die Vorausschau auf die eigene Elternschaft und auf die Bindung zum erwarteten Baby. Eines der beiden Paare hat zu Hause Videos aufgenommen: beide Eltern – einzeln – beim Wickeln, Füttern, Spielen, Grenzen-Setzen. Die habe ich dann mit den Kolleginnen und anschließend mit den Eltern ausgewertet nach safe-Vorgaben.

Beide Elternpaare haben viel nachgedacht, ihre Überlegungen mitgenommen in die Gespräche mit den eigenen Eltern und ihren Freunden. Es ist ein Beschäftigen mit dem Elternwerden, mit Bindung und den dafür nötigen Voraussetzungen entstanden. Die Lebhaftigkeit, die Bewegung, die Aktivität, die so entstanden sind, die machen Spaß – ich denke Beiden, den Eltern und der Beraterin. Ich sehe und erlebe: hier geht es mit Bindung voran in positive Richtung.

Wir jedenfalls sind uns sicher: In der Schwangerenberatung, dieser letztlich intimen Beratungssituation, liegt eine echte Chance und ein wirklicher Sinn, um zu gelingender Bindung zeitig genug beizutragen. Und: Wir haben wirklich in unseren sächsischen Diakonie-Beratungsstellen das Potenzial dazu.





In ihrem Jahresbericht schreiben die Beraterinnen weiter, dass eine umfassende Beratung zu gesetzlichen Leistungen und Ansprüchen allein nicht mehr ausreichend ist, um der zunehmend psychischen Not der Menschen begegnen zu können:

„In Anbetracht vieler psychosozialer Belastungen und Verunsicherungen in unserer Gesellschaft ist die Rückbesinnung auf im Umfeld und in der eigenen Person liegende Ressourcen und Unterstützungsmöglichkeiten oftmals wie abgeschnitten. Wir erleben zunehmend eine „Veräußerung“ von Schwangerschaft: der in dieser Lebensphase im Hinblick auf eine sichere Bindungsentwicklung so wichtige, nach innen gerichtete Blick, das Vertrauen auf die eigene Kraft und Intuition, wird durch eigene (familiäre) Verunsicherungen sowie ein Überangebot wohlmeinender Ratschläge in Presse, Fernsehen und Öffentlichkeit erschwert, manchmal sogar verhindert. Dem Strudel des Immer-schneller-schöner-weiter können sich auch oder gerade Schwangere schlecht entziehen und geraten oftmals unter enormen Druck.“

In den Beratungsgesprächen beschreiben manche Frauen ein Gefühl des Fremdbestimmt- und Ausgeliefert-Seins, was sie oftmals indirekt mit dem ungeborenen Kind verknüpfen und, leider nicht selten, als eine von diesem ausgehende Bedrohung empfinden. So ist es für uns als Beraterinnen praktisch unmöglich, mit diesen schwangeren Frauen Ressourcen stärkend zu erarbeiten, ohne, neben

der kognitiven, auch die körperliche und seelische Dimension einzubeziehen.

Es macht Beratung einseitig und vor allem im Hinblick auf Schwangerschaft unvollständig, wenn wir uns nicht darum bemühen, den Menschen als Gesamtheit von Körper, Seele und Geist wahrzunehmen und zu begleiten. Und dies erfordert neue Strukturen und bessere Rahmenbedingungen für uns Beraterinnen!“

### **Familien- und Erziehungsberatung**

#### **Was brauchen Kinder, wenn sich Eltern trennen?**

Bei allen Fragen und Problemen in Beziehungen und in der Erziehung suchen Eltern, Familien, Kinder und Jugendliche unsere beraterische und therapeutische Hilfe. Eltern, deren Beziehungen gescheitert sind – etwa ein Drittel der Ratsuchenden – wissen, dass sie zu uns in die Familien- und Erziehungsberatungsstelle der Diakonie Freiberg kommen und von uns Begleitung und Beratung in ihrer jeweils besonderen Situation und für ihre Kinder erwarten können. So vielgestaltig Beziehungen sind, so vielgestaltig erleben, gestalten, erleiden die Betroffenen – Kinder, Väter und Mütter – Trennungen. Wir erleben Eltern, die sich streiten, die nach Wegen für ihre Kinder in der Trennung suchen, die sich scheinbar bekämpfen, die in erlebten und zugefügten Verletzungen wie in einem Tunnel gefangen sind. Eltern, die sich in „guten Zeiten“ so gut kennengelernt haben, dass sie in diesen „schlechten Zeiten“ so genau wissen, wie sie

den anderen erreichen aber auch treffen, entgegenkommen aber auch verletzen können – schneller als jeder Außenstehende es verstehen kann. Inzwischen ist in der Forschung unbestritten, was Menschen immer schon gespürt haben:

**Menschen brauchen von klein auf ein sicheres Gefühl von Bindung, das heißt ein Gefühl, geliebt, gesehen, wahrgenommen, zuverlässig in Kontakt zu sein mit den Nächsten.**

Ein Gefühl übrigens, das glaubende Menschen ganz ähnlich mit der Beziehung zu Gott vergleichen können.

Wie erleben wir in unserem Beratungsalltag getrennte Familien in Bezug auf diese Frage? Nicht selten erleben wir, ich kann es nicht anders nennen, äußerst destruktive Formen der Auseinandersetzung, vor allem bei Eltern, die in oder nach familiengerichtlichen Auseinandersetzungen zu uns verwiesen werden. Wir erleben Eltern in scheinbar endlosen Schleifen verbaler Gewalt und massiver Verweigerung bei der Suche nach Kompromissen, immer neue oder immer gleiche Vorwürfe und Kränkungen. Wie sich die Kinder dabei fühlen, geht oft unter in der Eskalation der Auseinandersetzung der Eltern, trifft im Geschrei des Streits auf scheinbar taube Ohren.

Wir sehen dann Kinder, die traurig sind, andere oder sich selber schlagen, schweigen, schreien, keinen Nerv mehr für

Schule haben, die es Mutter und Vater recht machen wollen und dabei förmlich zerrissen sind. Wir erleben auch Kinder, die jeden Kontakt zu einem Elternteil verweigern. Es sind Kinder, deren Gefühl von Sicherheit in Bindungen grundlegend erschüttert ist.

Von uns, die wir in den Gesprächen mit den Eltern oft Zeugen von Ausschnitten dieser Auseinandersetzungen werden, erfordert es viel Kraft für Interventionen, Erfahrung und ein Gespür dafür, Themen, die wir sehen, aufzugreifen und anzusprechen. Und immer auch wieder Abstand, um unsere Wahrnehmungsfähigkeit zu erhalten und nicht zuletzt auch selbst gesund und stabil zu bleiben.

Manchmal gelingt es, mit Mutter und Vater, auch in getrennten Gesprächen, diese Themen zur Sprache zu bringen. Voraussetzung dafür ist, dass sie das Gefühl der Sicherheit haben, den Schutzpanzer etwas öffnen zu können ohne verletzt zu werden. Dabei wird fast immer deutlich: Mutter oder Vater haben es in ihrer prägenden Kinderzeit ganz ähnlich erlebt. Bindung und Sicherheit, die Menschen als Kind schmerzlich vermisst haben (damals noch gefühlt und später verdrängt und scheinbar vergessen), fehlt ihnen dann (schmerzlich, wenn sie es spüren oder in Form von zugefügtem Schmerz, wenn das Gefühl verloren gegangen scheint), wenn sie selber Partner, Mutter oder Vater sind. Das ist keine Entschuldigung dafür, anderen Menschen (ob PartnerIn, Ex-PartnerIn oder Kind) Schmerzen, gleich welcher Art, zuzufügen – diese unbedingte Haltung von uns

ist Grundvoraussetzung dieser Arbeit. Dieses Verständnis ist aber der Schlüssel für jede Veränderung – und sei sie zunächst noch so klein. Wobei „klein“ bei diesen wie bei allen Veränderungen relativ ist und jeder Mensch sein eigener und einziger Vergleichsmaßstab ist.

### **Was brauchen Eltern, damit sie auch in Zeiten der Trennung die Verantwortung für ihre Elternschaft übernehmen können?**

Manchmal kann es einen Perspektivwechsel bewirken, wenn eine Frage Mutter oder Vater erreicht: „Wie haben Sie Vater und Mutter, Ihre Eltern, erlebt, als Sie so alt waren wie Ihre Tochter jetzt?“ „Was hat Ihnen damals gut getan?“ „Was hätten Sie gebraucht?“ Dies sind Fragen, die dazu anregen können, die Bindung zwischen Eltern und Kindern, auch als Bindungen über Generationen hinweg, in den Blick zu bekommen. Es braucht Voraussetzungen, dass solche Fragen Menschen erreichen: Zum einen, dass Menschen Veränderung „wollen“ – selbst wenn die Beratungen vom Gericht verordnet sind, also im Zwangskontext stattfinden. Zum anderen braucht es das schon beschriebene Gefühl der Sicherheit, den „Schutzpanzer“ an einer Stelle gefahrlos öffnen zu können und dafür auch Zeit und Raum zu haben. Dies ist eine Herausforderung in Zeiten von zunehmendem Effizienzdruck, kurzfristig abrechenbarer Ergebnisorientierung, Wachstumsdogmen in allen Bereichen des Lebens...

### **Was brauchen Kinder, wenn sich Eltern trennen, damit Bindung gelingt?**

Sie brauchen Mutter und Vater, die zuverlässig für sie da sind, auch dann, wenn Beziehungen scheitern. Sie brauchen Eltern, die ihnen die Sicherheit wiedergeben, dass sie zu allem noch hinzu nicht noch Vater oder Mutter verlieren. Sie brauchen Mutter und Vater, die, so gut es irgend geht darauf achten, dass ihr Kind auch die Beziehung und Bindung zu dem anderen Elternteil erhalten kann. Sie brauchen Eltern, die in den Spagat zwischen Trennung und gemeinsamer Elternschaft investieren, weil sie wissen, dass die Zerreißproben der Kinder nicht minder schmerzhaft sind. Weil Kinder, die eine Trennung ihrer Eltern durchleben, phasenweise das Gefühl haben, dass alle Sicherheit verloren gegangen ist, dass der Verlust ein totaler ist, dass zwei Wochen ohne Papa oder Mama wie eine Ewigkeit dauern kann. Das erzählen uns immer wieder Kinder in unseren Trennungskindergruppen. Und darüber sprechen wir mit den Eltern. Wir fragen sie: „Was, glauben Sie, wird Ihr Sohn, wenn er dann in Ihrem Alter ist, darüber denken, wie er Sie in diesen Zeiten Ihrer Trennung erlebt hat?“ „Was wird er davon in das Reisegepäck seines Lebens mitgenommen haben?“ „Was braucht Ihr Sohn jetzt und in der nächsten Zeit von Ihnen, damit er nachts nicht mehr aufschrecken muss?“ „Was hat Ihnen als Kind geholfen, als Ihnen etwas Wichtiges verloren gegangen ist?“

Stefan Mühl  
Familien- und Erziehungsberatungsstelle Freiberg





„Warum nützen wir denn diese tolle Sache erst jetzt? Werde in unserem Freundeskreis Reklame machen! Alle Paare sollten sich das schenken!“

„Ich war vor dem Kurs sehr hoffnungslos was unsere Beziehung betrifft. Und kann es noch gar nicht fassen, dass jetzt alle Gefühle wieder zu spüren sind. Ich sehe meine Frau wieder mit anderen Augen und Zärtlichkeit. Eigentlich finde ich gerade keine Worte für mein Glück!“

„Dass diese einfach zu lesenden Regeln so eine Wucht haben! Es ist ziemlich schwer sich immer daran zu halten. Aber ich bin fasziniert, was alles wieder möglich ist.“

„Fast 40 Jahre sind wir beide an diesem „Knoten“ zwischen uns fast verzweifelt. Zum ersten Mal hab ich das Gefühl, er hat mich an diesem Punkt verstanden. Und ich sehe ihn ganz neu. Das ist ein „Stern am Himmel“. Und gleichzeitig bin ich auch traurig über so viel verlorene leichte Zeit.“



## Ehe- und Lebensberatung

### Geburtshilfe für Werte und Bindung

Aus der Säuglingsforschung wissen wir, dass beim Wunder der Geburt jedes Baby bereits aus dem Mutterleib die angeborene Fähigkeit zu Bindung und Dialog auf diese Welt mitbringt. Es gibt sehr viele Forschungen und wissenschaftliche Erkenntnisse, welche Bedingungen für eine sichere Bindung des Kindes ideal sind. Sicher gebundene Kinder bekommen sozusagen ein dickes Polster für ihr Leben mit. Die Chance – gesund, fröhlich, empathiefähig, selbstbewusst usw. aufwachsen zu können –, ist damit größer.

Die Erfahrungen und Prägungen aus der eigenen Kindheit nehmen wir in unser erwachsenes Leben mit. Sie haben Einfluss auf unsere Verhaltensweisen und somit auch auf die Beziehungen, die wir eingehen. Wie leben sicher gebundene bzw. Kinder mit anderen Bindungsmustern als Erwachsene?

In der Beratungsarbeit der Ehe-, Familien- und Lebensberatung ist da eine Wechselwirkung deutlich zu spüren. Je größer der Fundus an erlebter Bindung und Sicherheit ist, desto stärker ist die eigene Fähigkeit, mit sich selbst gut leben zu können, sich zu kennen, zu verstehen und sich für einen anderen Menschen zu öffnen, sich auf eine Liebesbeziehung einlassen zu können, den Mut für eine neue Generation aufzubringen, Bindung und Sicherheit zu geben.

## Der Bedarf nach psychologischer Beratung ist seit Gründung der Ehe-, Familien- und Lebensberatungsstellen ungebrochen hoch bzw. gewachsen.

Vieles kann man im Leben nachholen, nachreifen oder nachbeeltern. Sichere Bindung macht es sicher einfacher und leichter.

Die Anzahl der Paarberatungen steigt seit langem stetig an. Dies ist insofern bei all den Schwierigkeiten und Belastungen der heutigen Zeit hoffnungsvoll zu sehen, weil immer mehr Paaren ihre Beziehung zueinander so wichtig ist, dass sie sich bei Enttäuschungen, Konflikten usw. auf einen Beratungsprozess einlassen. In der Paarberatung wird es möglich, einen neuen Blick auf die Situation zu bekommen. Einen Zugang zu den eigenen Gefühlen herzustellen. Oft mach ich ja meinen Ärger an dem anderen fest. „Weil Du so schwierig bist, weil Du mich nicht verstehst, weil Du immer zu spät kommst, weil...“ Dabei löst der aktuelle Konflikt oft ein Gefühl bei mir aus, das ich aus einer viel früheren Zeit bei mir selbst kenne. Eine Zeit, als der andere noch gar keine Rolle in meinem Leben spielte! Das hilft zu verstehen, was wirklich mit dem Partner zu klären ist und welcher Teil zu mir und meiner früheren „Bindungszeit“ gehört. Im Beratungsprozess schafft das oft eine neu empfundene Nähe zueinander.

Neben der Beratung nutzen viele Paare die Möglichkeit der Kommunikationskurse EPL – Ein Partnerschaftliches Lernprogramm und KEK – Konstruktive Ehe und Kommunikation. Diese Kurse wurden vom Münchner Institut für Forschung und Ausbildung in Kommunikationstherapie e.V. entwickelt. Weiterentwickelt sozusagen auf der Grundlage

der katholischen Ehevorbereitung. Vor mehr als 10 Jahren nutzten die Berater der diakonischen EFL-Stellen die Chance zur Ausbildung für diese Kurse. Seit dieser Zeit gibt es die Angebote für Paare, um ihre Partnerschaften weiterzuentwickeln, sich Verhaltensweisen für eine gelingende Beziehung bewusst zu machen, um die speziell für Paare entwickelten Regeln für die Kommunikation zu lernen. Dies ist ein Mittel für die Paare, ihre eigene Selbstwirksamkeit miteinander zu entdecken und zu nutzen. Sie lernen, sich neu aufeinander einzulassen und bei schwierigen Themen sozusagen ihr „Handwerksköffchen“ zu holen und ihr „Werkzeug“ zu nutzen.

Die Erfolgsstatistiken des Institutes sind in Zahlen ausgedrückt sehr überzeugend. Das Scheidungsrisiko sinkt um etwa 80 Prozent, wenn die Eheleute am Beginn der gemeinsamen Zeit üben, nach diesen Regeln miteinander zu sprechen und dafür ein EPL-Wochenendkurs genutzt wird. Die Zufriedenheit in der Beziehung – auch auf längere Zeit – wird nach belegtem Kurs ebenfalls als signifikant höher angegeben als bei Vergleichsgruppen.

Die KEK-Kurse bieten Paaren die bereits einige Jahre in ihrer Beziehung leben in einem vertiefenden Angebot über zwei Wochenenden die Möglichkeit, neben dem Erlernen und Nutzen der Regeln reflektierend auf bestimmte Themen in der Partnerschaft zu schauen. Berührend und beglückend ist dabei auch der bewusste Blick auf die Stärken, die Exklusivität der Beziehung. Was macht den Zauber der

Gemeinsamkeit aus? Die positiven Zahlen aus den Begleitstudien sprechen eine deutliche Sprache. Die Rückmeldungen der Teilnehmer aus den Kursen sind sozusagen die „Körpersprache“!

Wir schöpfen in den Beratungsstellen im direkten Sinne keine materiellen Werte. Indirekt gibt es materiell sehr wohl Auswirkungen, z.B. auf die Kosten, die durch Krankheitsausfälle entstehen, Nachfolgekosten nach Trennungen usw. Diese lassen sich lediglich nicht so einfach für einen „Geldtopf“ beziffern.

Im ideellen Sinn sind wir vielleicht „Geburtshelfer“ für eine Werte-Schöpfung. Für eine sichere Bindung – des Einzelnen mit sich selbst, für Paare miteinander, für Eltern mit ihren Kindern. Wenn Paare beglückend und mit guter Zufriedenheit miteinander durchs Leben gehen, dann können sie auch stabile Eltern sein und Kinder können Kinder sein, die wachsen und gedeihen. Wie lässt sich dieser Wert in Euro messen? Und welche „sichere Bindung“ brauchen die Beratungsstellen, um als feste Größe Bestand zu haben?

Kathrin Engelmann, Ehe-, Familien- und Lebensberaterin, Paarberaterin, Kommunikationstrainerin, Lebensberatungsstelle der Stadtmission Chemnitz e.V.

## TelefonSeelsorge

### Zu enge „Bindung“ blockiert Notrufleitungen

Jeder Mensch kann unvermutet in eine Lebenskrise geraten. Manchen Menschen bietet ein Anruf bei der TelefonSeelsorge eine geeignete, teilweise auch die einzige Möglichkeit für ein klärendes bzw. emotional entlastendes Gespräch.

2013 leisteten die sechs TelefonSeelsorge-Stellen (Chemnitz, Dresden, Leipzig, Oberlausitz, Vogtland und Westsachsen) in Sachsen mit 397 Ehrenamtlichen insgesamt

■ 41 425 Stunden Dienst

■ 84 575 Anrufe (10 982 Anrufe mehr als 2012).

Daraus entwickelten sich 50 028 Beratungsgespräche.

### Inhalte

- Erleben von Krankheiten und persönlichem Scheitern,
- psychische Erkrankungen, Sucht,
- das Zerbrechen von Beziehungen

Die Gespräche mit der TelefonSeelsorge sind oft Versuche, das scheinbar Unveränderbare wenigstens auszuhalten. Die Einführung eines neuen Vermittlungssystems der Telekom hat zu deutlich gestiegenen Anruf- und Gesprächszahlen geführt. Die telefonische Nachfrage übersteigt das Angebot freier Seelsorgeleitungen wesentlich.

### Herausforderung

Die TelefonSeelsorge steht in der Spannung zwischen ihren Aufgaben als Krisentelefon und Notrufnummer und der Realität, in der Menschen in langanhaltenden Notlagen mit der TelefonSeelsorge gute Erfahrungen machen, und diese wiederholt bis dauerhaft in Anspruch nehmen. Eine zu enge „Bindung“ an die TelefonSeelsorge durch Daueranrufende kann für Menschen in Krisensituationen aufgrund blockierter Notrufleitungen den Zugang zum Gespräch einschränken.





# Psychologische Beratung

## 61.412 mal Freiräume für ein wichtiges Gespräch

Beratungsarbeit erhält in einer beschleunigten und globalisierten Lebens- und Arbeitswelt eine zunehmende Bedeutung als „Freiraum“ zur Entschleunigung, Reflexion, Strukturierung und Sinnsuche. Viele Menschen können sich an die beschleunigten und leistungsorientierten Systeme in Wirtschaft und Gesellschaft anpassen. Andere benötigen für einen bestimmten Zeitraum Unterstützung und Begleitung.

Es gehört zu den „alten“ Aufgaben von Kirche und Diakonie, Menschen in Not- und Krisensituationen zu begleiten. Wahrnehmbar ist eine Zunahme von Ratsuchenden mit Multiproblemlagen (psych. Erkrankung eines oder beider Elternteile, Suchtmittelmissbrauch, Belastungen im Kontext von Trennung und Scheidung, Überforderung in der Arbeits- und Lebenswelt) bei gleichzeitigem hohen Anspruch an sich selbst, an Partner und Familie sowie an die Lebensqualität.

Die Beratungsarbeit geschieht durch 23 diakonische Träger. Bei den meisten Trägern werden die folgenden Angebote in einer Beratungsstelle als integrierter familienorientierter Ansatz vorgehalten.

- Erziehungsberatung in 16 Stellen
- 71 Personen auf 43,4 VZÄ
- 6.686 Beratungsfälle mit 31.234 Beratungen
- Ehe- und Lebensberatung in 10 Stellen
- 26 Personen auf 8,525 VZÄ
- 1.540 Fälle mit 5.907 Beratungen
- Schwangeren- u. Schwangerschafts(konflikt)beratung in 20 Stellen
- 55 Personen auf 32,5 VZÄ
- Soziale Beratung: 9.368 Fälle mit 22.299 Beratungen
- Konfliktberatung: 1.868 Fälle mit 1.969 Beratungen

2013 wurden in 19.471 Fällen mit 61.412 Gesprächen insgesamt 28.724 Personen beraten.

Aufgrund von Sach- und Personalkostensteigerung geraten Träger der Beratungsarbeit zunehmend an die Grenzen der Eigenmittelbereitstellung. Beratungsangebote sind jedoch ohne eine Bereitstellung von Eigenmitteln nicht durchführbar. In der Schwangerschafts(konflikt)beratung ist der Träger zu einer Eigenbeteiligung von max. 20 % der Gesamtkosten gesetzlich verpflichtet. In der Familien- und Erziehungsberatung nach SGB VIII haben die Personensorgeberechtigten einen Anspruch auf Beratung zu Erziehungsfragen.

Auch hier werden die Träger – trotz Pflichtaufgabe des öffentlichen Trägers der Jugendhilfe – mit einem Eigenanteil von ca. 10 % durch den Landkreis bzw. die kreisfreie Stadt eingebunden.

Ehe- und Lebensberatung ist als sogenannte „freiwillige Leistung“ in besonderer Weise auf die Unterstützung und das Wohlwollen von Trägern, Diakonie und Kirche angewiesen. Der Eigenanteil an Mitteln wird damit ein Messpunkt für die Umsetzung diakonischer Ziele. Die Mittel der Landeskirche sichern den Ratsuchenden Unterstützung und Begleitung in den oft schwierigen Lebenssituationen.

Den zunehmend komplexeren Problemlagen, die zeitaufwändig sind und eine Vernetzung mit anderen Angeboten bedürfen, stehen steigende Erwartungen an neuen Kooperationen und neuen Aufgaben (Frühe Hilfen, Kindeswohlgefährdung) gegenüber. Die Stärkung der Pflege- und Erziehungskompetenz von Eltern entwickelt sich als ein Schwerpunkt in der Präventionsarbeit. Beratung im ländlichen Raum wird durch weite Anfahrtswege mit schlechter Infrastruktur (ÖPNV) sowie durch die demografische Entwicklung erschwert.

Das integrierte familienorientierte Beratungskonzept der Diakonie Sachsen hat sich bewährt und sichert Ressourcen („Hilfen aus einer Hand“).

Wilfried Jeutner

## Das eigentlich Heilende sind Bindung und eine gute Beziehung

### „Perfektion ist keine menschliche Eigenschaft – der Mensch macht Fehler genauso wie er Luft holt.“

Rückfälle in die Sucht sind für Dr. Falk Weiß, Chefarzt der Suchtklinik Magdalenenstift in Chemnitz – einer Einrichtung für alkoholranke Männer – daher nicht das Problem. Problematisch kann seiner Meinung nach nur der Umgang mit dem Fehler werden. „Mist machen, ist nicht wild. Und das gilt vom Mitarbeiter bis zum Patienten. Früher führten wir ein ‚Fehlerbuch‘ – da stand nie was drin. Heute ist da ‚Unerwünschte Ereignisse‘ zu lesen – jetzt steht da viel drin: Was passiert ist und was danach kommt und was nicht. Keinesfalls: Wem jetzt die Ohren langgezogen werden müssen. Was kann man denn vom Menschen mehr verlangen, als mit seinen ihm anvertrauten Talenten umzugehen? Und dass diese unterschiedlich sind und auch von den Startbedingungen abhängen, die jemand in seinem Leben hatte, ist auch klar.“

Es gehört für Dr. Weiß zur Bedienungsanleitung vom Menschen: „Der Mensch braucht Bindung und Beziehung, er ist dafür gemacht und die schlimmste Strafe ist der Beziehungsentzug. Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei – so weiß es ja auch der Schöpfungsbericht. Wir haben hier in der Suchtklinik viele Menschen, die in Wochenkrippen und Heimen groß geworden sind. Manche stammen allerdings auch aus sehr karriereorientierten Familien. In jedem Fall gilt: Sie konnten keine stabile Bindung, keine

Beziehung entwickeln, wo ihr Ich an einem verlässlichen und feinfühligem Du wachsen konnte.“

Komme ein Kind auf diese Welt und erfahre statt Liebe Unzuverlässigkeit, ja Feindseligkeit, erlebe es seine Umwelt als feindlich. „Dauert das an, kommt der kleine Mensch irgendwann zu dem Schluss, dass auch an ihm selbst irgendetwas schlecht und nicht liebenswert sein muss. Diese doppelte Lernerfahrung: Die Umwelt ist schlecht und ich bin es auch, macht jede Selbstfürsorge sinnlos und selbstzerstörerisches Handeln wie der Weg in eine Sucht ist vorprogrammiert. ‚Wenn ich sowieso nichts wert bin, kann ich mich auch gleich zu Tode saufen.‘ Solche Menschen auf Normen und Werte ansprechen zu wollen, ist völlig sinnlos – sie werden immer damit kontern, dass für sie ja auch keiner was übrig habe. Sie haben keine Gnade mit sich und mit anderen auch nicht. Warum sollte ich auf mich achten? Wen interessiert das?“

Dahinter stehe die zentrale Frage: Werde ich geliebt? Von wem, wofür und woher weiß ich das? Menschen, die nie die Möglichkeit hatten, Liebe zu erfahren, haben auch nicht die Möglichkeit, Liebe zu entwickeln, ja nicht einmal die Fähigkeit, zu erkennen, dass sie geliebt werden.

Auf dieser Stufe seien suchtkranke Menschen nicht therapierbar. Erst wenn die beiden Grundüberzeugungen „meine Umwelt ist schlecht und ich bin es auch“ aufgebrochen seien, könne es losgehen. Nötig ist die Erfahrung: Es gibt

Menschen, die mir nicht feindlich gesinnt sind. Und es gäbe vielleicht doch einen Grund, etwas zu ändern. Weiß erzählt in diesem Zusammenhang von einem Patienten, der fünf Jahre lang in Einzelhaft war – verordnete Beziehunglosigkeit. „Er konnte sich in nichts bei uns eingliedern und zurechtfinden. Erst als er langsam unserer Haltung glauben konnte, dass er uns nicht egal ist und wir ihm Positives zutrauen, kam Bewegung in die Sache und eine gute Entwicklung begann. Auch wenn er immer wieder rückfällig wurde und ich leider kein Happy-End berichten kann, war es für ihn und uns dennoch eine wichtige Erfahrung.“

Wie wichtig den Ehemaligen, die im Magdalenenstift entstandenen Bindungen sind, zeigten die Ehemaligen-Treffen. Sie seien stets sehr gut besucht.

Was braucht es, damit eine Suchttherapie erfolgreich ist? Dr. Weiß sagt: „Erstens ausreichend Zeit, denn eine Bindung entsteht nicht auf die Schnelle – schon gar nicht mit einem Schicksal, wie es viele unserer Patienten hinter sich haben. Zweitens muss der Therapeut sein Verfahren beherrschen und drittens muss der Therapeut zu seinem Patienten ein von Sympathie getragenes Verhältnis entwickeln. Im Prozess geht es gar nicht darum, die Vergangenheit exakt aufzuarbeiten – zumal das gar nicht möglich ist. Aber der Patient muss ein positives Selbstbild entwickeln und dazu braucht er uns als Spiegel.“ Weiß weiß, dass Leute, die nicht genügend Leistung bringen, in dieser Gesellschaft schnell an den Rand gedrängt werden. Das gilt ganz

besonders für suchtkranke Menschen. „Aber wer entscheidet denn über den Wert eines Menschen? Ich mache das mal an einem Beispiel deutlich: Wenn auf einer Auktion ein Schirm versteigert wird, ist sein Wert das höchste Gebot. Vor 2000 Jahren hat Jesus Christus mit seinem Einsatz am Kreuz für jeden Menschen das höchste Gebot abgegeben. Jeder Mensch hat seither den gleichen Wert, die gleiche Würde. Das ist nicht verhandelbar. Daher sagen wir hier: Die Patienten sollen zu uns so kommen wie der Schirm: Wie ersteigert, so genommen. Sie sollen sich mit all ihren Schwierigkeiten angenommen fühlen und wenn sie diese bei uns loswerden wollen, bin ich ihr Partner – und zwar mit all meiner Kraft und mit ganzem Herzen. Wertschätzung ist bei uns keine leere Management-Vokabel, sondern der Patient muss es spüren und erleben: ‚Mensch, dem bin ich tatsächlich wichtig, der setzt sich für mich ein, macht Überstunden und nimmt sogar Ärger für mich in Kauf.‘“

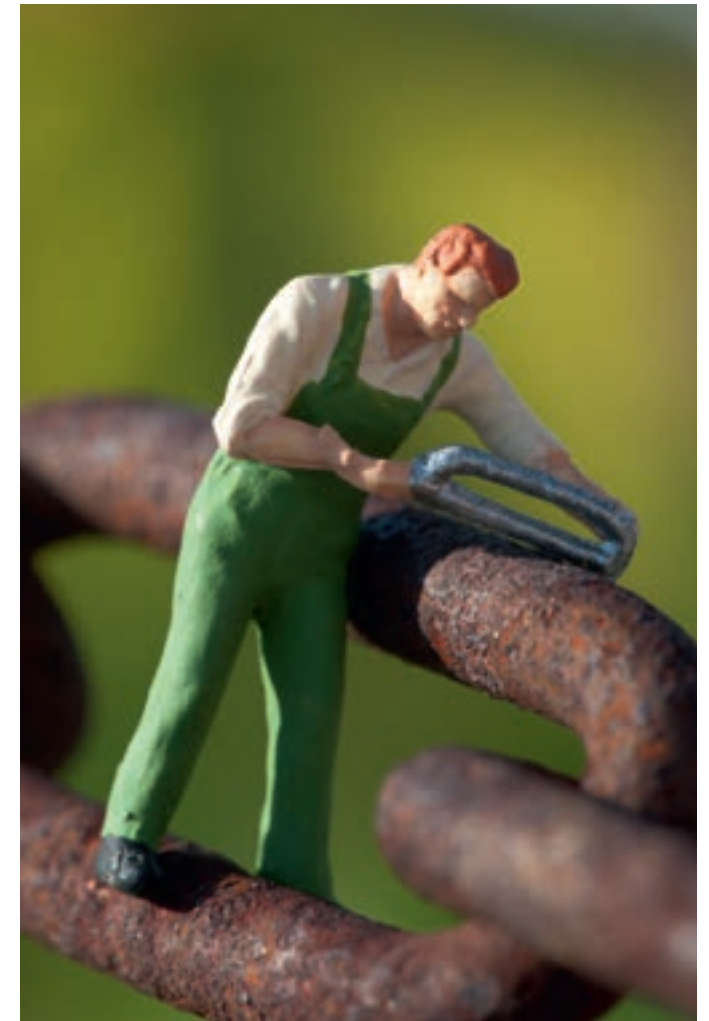
Auf der anderen Seite gibt es im Magdalenenstift klare Regeln. Gerade für Menschen, die als Kinder mit ambivalenten Bindungen aufwuchsen, sind sie wichtig. „Diese Menschen sind sonst ständig unsicher – was ist richtig, was ist falsch, was will ich, was will ich nicht? Denn die Eltern haben mal so, mal so auf sie reagiert. Das gibt keine Sicherheit. Und wo die Sicherheit fehlt, ist die Angst nicht weit. Keine Orientierung, nicht Herr der Situation. Deshalb sind wir hier ganz klar und damit berechenbar:

**Die Patienten dürfen sich sicher fühlen und sie entscheiden mit ihrem Handeln selber darüber, ob sie bleiben können oder gehen müssen.**

Aber natürlich wünsche ich mir, dass die Regeln eingehalten werden. Daher beantworte ich auch die Fragen nach dem „warum“ und „wozu?“ so gut es geht. Viele können sie aufgrund ihrer Biographie dennoch nicht einsehen – und müssen sich aber trotzdem dran halten. Einem Patienten habe ich das mal anhand eines Beispiels verdeutlicht. In England fahren die Leute links, bei uns rechts. Einen vernünftigen Grund dafür gibt es nicht – und dennoch empfiehlt es sich, sich daran zu halten, will man nicht permanent als Geisterfahrer unterwegs sein. Ohne Regeln und Ordnung geht das Zusammenleben eben nicht. Und ich möchte vor meinen Patienten auch nicht als Hampelmann oder Klappser dastehen.“

Im übrigen: Ohne oder gegen den Patienten kann ich ohnehin nichts tun. Ich kann Angebote machen, aber nichts erzwingen. Und die Menschen müssen es selbst wollen, dass sich ihr Leben ändert. Wenn es gelingt, danke ich Gott. Wenn nicht, dann kann ich als Christ sagen, dass ich nicht die letzte Verantwortung dafür habe – die darf ich auch abgeben.

Protokoll: Sigrid Winkler-Schwarz





## Abstinenz, damit eine neue Bindung gelingt!

**In der Suchtkrankenhilfe haben wir es mit der Bindung von Menschen an Suchtmittel zu tun. Allerdings hat hier das Suchtmittel die Person fest im Griff und der suchtkranke Mensch hat sich gebunden, egal ob an den Alkohol, an die Droge oder an das Computer spielen. Die beiden – Mensch und Suchtmittel – sind eine Beziehung eingegangen.**

Die Suchtkrankenhilfe versucht nun, eine neue Beziehung herzustellen, die alte Beziehung zu dem Suchtmittel zu beenden und eine neue Beziehung zu sich selbst, zum eigenen Leben – über das Hilfsmittel: Beziehung zu dem Therapeuten – aufzubauen.

Ohne Beziehung ist ein Leben nicht möglich. Suchtkranke suchen Halt und Orientierung und brauchen eine stabile Beziehung. Deshalb sind uns Beziehungskonstanz und Therapeutenkonstanz so wichtig. Jeder Klient hat einen Therapeuten, mit dem er eine Beziehung eingeht. Wohl wissend, dass diese Beziehung nur kurzfristig und nur für den therapeutischen Prozess ist. Aber sie ist wichtig, weil Klienten in ihrem Gegenüber Verlässlichkeit, Hoffnung und auch Zuversicht finden.

Dazu kommt noch das Erlernen und Erleben der Abstinenz, zum Teil in geschützter Umgebung – der Patient erlebt sich selbst als jemand, der mit sich selbst Neues erfahren und wagen kann.

Dazu ist es hilfreich, wenn er spürt: „Der Therapeut traut mir etwas zu, wieder etwas zu und auf diese Bindung, Beziehung lasse ich mich ein. Und weil der andere mir etwas zutraut, kann ich mir es selber auch zutrauen. Dadurch lerne ich mich auch noch einmal ganz neu kennen.“

Manchmal gelingt es uns in unseren diakonischen Einrichtungen auch, dass der Patient neben der Bindung zu einer Person – zu dem Therapeuten oder auch das Vertrauen in sich selber – eine Beziehung, eine Bindung zu Gott aufbauen kann. Eine Bindung, ein Verlassen auf etwas, das größer ist als er und in dessen Schutz er sich dauerhaft geborgen fühlen kann.

Suchtkrankenhilfe braucht Verlässlichkeit, damit der Suchtkranke sich darauf verlassen und einlassen kann und Bindung ermöglichen kann. Suchtkrankenhilfe lebt von der Erfahrung des sich Einlassens und dass es dann eine Perspektive, eine Zukunft, eine Hoffnung gibt.

Diese neue Bindung, diese Veränderung, ist nur mit der Abstinenz von dem Suchtmittel – dem Ablösen von der alten Bindung – möglich.

Helmut Bunde

### Diakonische Suchtkrankenhilfe in Zahlen

	2012	2013	2014
Klienten in diakonischer Suchtberatung	13.999	13.931	14.110
davon Alkohol-Abhängige	8.071	7.734	7.454
davon Crystal-Abhängige	1.874	2.243	2.624

### Externe diakonische Suchtberatung in den JVA

	2012	2013	2014*
Klienten in der JVA	1.628	1.673	1.208
davon Alkohol-Abhängige	424	385	273
davon Crystal-Abhängige	584	709	607

Durch die erhöhte Zahl der Crystal-Abhängigen konnten weniger Alkohol-Abhängige behandelt werden, da die Personalkapazität gleich geblieben ist. Hier kommt es leider zu einem Verdrängungseffekt zu Lasten alkoholkranker Menschen. Was sich wiederum nachteilig auf die Zahl der Therapieanträge auswirkt, die bei Alkohol-Abhängigen zurückgegangen sind und sich bei Drogen-Abhängigen erhöht haben. Erschwerend kommt hinzu, dass der zeitliche Therapieaufwand für einen Crystal-Abhängigen 3- bis 4-mal höher ist, als für einen Alkohol-Abhängigen.

\*nur noch in 5 JVA erfolgt eine externe Suchtberatung durch die Diakonie (Im Jahr 2013 erfolgte sie in 6 JVA).

## Wenn die neuen Nachbarn kommen... Damit neue Bindungen möglich werden!

**Ausgelöst durch Kriege und Verfolgung sind gegenwärtig weltweit 51 Millionen Menschen auf der Flucht. Auch in Deutschland steigen die Zahlen von asylsuchenden Menschen. Im letzten Jahr kamen 11.700 Asylsuchende nach Sachsen. Es ist absehbar, dass uns diese Tatsache längerfristig herausfordern wird.**



Der Zugang von Asylsuchenden und Flüchtlingen ist zur Normalität geworden. Diese Menschen sind unsere neuen Nachbarn. Ca. 45 % der Asylsuchenden bekommen hier Schutz und ein Aufenthaltsrecht – d.h. sie sind nicht nur vorübergehend da, sondern bleiben länger. Sie sind unsere neuen Nachbarn und wir sind für sie die neuen Nachbarn. Und es wird entscheidend für die Zukunft sein, wie wir unsere gemeinsame Nachbarschaft gestalten.

Es gibt bereits viele ermutigende Beispiele, wie aufgrund dieser neuen Nachbarschaften auch viele neue und persönliche Bindungen zwischen den Neuankömmlingen und den „Alteingesessenen“ entstehen. Dazu braucht es von beiden Seiten die Bereitschaft, aufeinander zuzugehen, kulturell bedingte Unsicherheiten zu überwinden oder offen anzusprechen. Ein ganz banales Beispiel: Wenn den „Neuen“ niemand erklärt, wie bei uns Mülltrennung funktioniert und welche Abfälle in welche Tonne gehören, dann sind Fehlwürfe eben keine bewusste „Schweinerei“...

Asylsuchende und Flüchtlinge sind originäre Zielgruppen diakonischer Arbeit. Im letzten Jahr hat sich das Spektrum diakonischer Angebote erweitert. Die ehrenamtlichen Aktivitäten für und mit Asylsuchenden und Flüchtlingen sind im Wachsen begriffen. Zur Unterstützung sind die Migrationsdienste besonders eingebunden. In einigen Landkreisen wird hauptamtliche Flüchtlingssozialarbeit in Trägerschaft der Diakonie angeboten und wir erwarten ein entsprechendes Landesprogramm (inkl. der Finanzierung), das die

sozialpädagogische Betreuung von Asylsuchenden spürbar verbessern muss.

Im letzten Jahr hat es begonnen, dass sich diakonische Träger professionell bei der Unterbringung von Asylsuchenden engagieren, z.B. in einem Wohnprojekt der Diakonie Westsachsen und einer Übergangseinrichtung im Landkreis sächsische Schweiz-Osterzgebirge. Um dem eigenen Anspruch und diakonischen Positionen gerecht zu werden, bedarf es besonderer Sorgfalt bei Konzeption, Vertragsgestaltung und Umsetzung von Angeboten im Bereich der Unterbringung. Dazu gab es die beratende Unterstützung aus dem Fachbereich Migration.

Die Fragen um Einwanderung und Integration sind in der letzten Zeit verstärkt in die Diskussion gekommen. Fakt ist, dass es dabei auch um das gesellschaftliche Klima gehen muss. Wir sind in verschiedenen Sektoren des Arbeitsmarktes auf Einwanderer angewiesen und müssen uns zwingend damit auseinandersetzen, wie wir das Zusammenleben der verschiedenen Nachbarschaften gut gestalten und unterstützen können. Dabei muss auch darüber nachgedacht werden, ob wir eine deutsche Diakonie sind oder die Diakonie im Einwanderungsland Deutschland. Anders gesagt: zukünftig muss die Aufgabe der interkulturellen Öffnung der Diakonie verstärkt in den Blick genommen werden, denn wir müssen unsere Nachbarschaftsfähigkeit steigern.

Albrecht Engelmann



## Arbeitslosigkeit heißt auch Bindungsverlust

Die „Arbeitslosigkeit von allen Seiten zu erfassen“, war ein zentrales Anliegen der sogenannten Marienthal-Studie<sup>1</sup> und beschreibt auch aus (bindungs-)psychologischer Sicht eine Einstellung, die für die Wahrnehmung und Bearbeitung der Folgen der Arbeitslosigkeit wesentlich ist.

Unter den Schlussfolgerungen der Marienthal-Studie ist jene der „müden Gemeinschaft“ von entscheidender Brisanz. Auf die Soziologin Marie Jahoda geht der Satz zurück: Arbeitslosigkeit führt zur Resignation – nicht zur Revolution. Die Ergebnisse der Studie wurden 1933 erstmals veröffentlicht. Sie zeigen anschaulich, dass die Bedeutung von Erwerbsarbeit bzw. Arbeitslosigkeit nur in einem weiteren Sinnzusammenhang mit sozialen Orientierungspunkten und Verpflichtungen zu verstehen ist.





Diesen Erkenntnissen folgend wurden in Sachsen im Rahmen eines Gesundheitstrainings für Arbeitslose „Aktive Bewältigung von Arbeitslosigkeit (AktivA)“ bis 2012 insgesamt 442 Personen trainiert.

Ziel ist, den „Teufelskreis“ aus Erwerbslosigkeit und Krankheit zu durchbrechen. Denn Krankheit erhöht das Risiko, arbeitslos zu werden und Arbeitslosigkeit birgt das Risiko, zu erkranken. Insbesondere der Wechsel von der Erwerbstätigkeit in die Erwerbslosigkeit verursacht oftmals eine Verschlechterung des psychischen Wohlbefindens, weil viele Bindungsverluste damit einhergehen: Mit der Arbeitslosigkeit verbundene wirtschaftliche Sicherheit, soziale Einbindung, Selbstwertgefühl, Zeitstrukturierung und externe Anforderungen verringern sich oder gehen ganz verloren. Alltagsprobleme in Form finanzieller Sorgen, Zukunftsunsicherheit und soziale Stigmatisierung verstärken die vorhandenen Belastungen. Bewältigungsformen, die als sozial unangemessen angesehen werden, werden den Betroffenen selbst angelastet.<sup>2</sup>

Psychologen der Technischen Universität Dresden hatten das Gesundheitstraining für Arbeitslose entwickelt und evaluiert. Das Training wurde zwei Teilnehmerkreisen angeboten. Einmal frei zugänglich über Anzeigen oder Aushänge im Job Center. Einmal als Training im Rahmen von 1-Euro-Job-Maßnahmen. In beiden Fällen wurde es von ausgebildeten AktivA-Trainern durchgeführt.

Das Gesundheitstraining dauerte vier Wochen und fand an einem Tag in der Woche mit jeweils sechs Stunden statt. Unmittelbar nach dem Training und ein weiteres Mal drei Monate danach wurden die Teilnehmer nach körperlichen Beschwerden, ihrem Selbstbewusstsein und sozialer Unterstützung gefragt. Das Training umfasste vier Module, die folgende Themen behandelten: Stimmig handeln, konstruktiv denken, sozial kompetent werden und systematisch Probleme lösen.

Teilnehmer des frei zugänglichen Trainings berichteten kurz nach dem Training, dass sich ihre körperlichen und psychischen Beschwerden verbessert hatten. Außerdem waren sie selbstbewusster und gaben an, mehr soziale Unterstützung als vor dem Training zu erhalten. Auch mittelfristig, drei Monate nach dem Training, hielten diese Effekte noch an. Teilnehmer, die das Training im Rahmen von 1-Euro-Jobs absolvierten, gaben zwar weniger Beschwerden an. Sie konnten aber nicht feststellen, dass sie selbstbewusster geworden wären oder mehr soziale Unterstützung erhielten. Zudem waren drei Monate nach dem Training alle kurzfristigen Effekte verflogen. Dass das Training im freien Zugang wirksamer war als im Rahmen von 1-Euro-Job-Maßnahmen, erklärt der Evaluator erstens damit, dass es den freien Teilnehmern schlechter ging als den 1-Euro-Jobbern und sie daher mehr profitierten. Zweitens waren die freien Teilnehmer „absichtsvoller“ als die geringfügig Beschäftigten. Sie wählten bewusst den Kurs, um ihre Gesundheit zu verbessern. Für Personen mit 1-Euro-Job war das Training

nur eine Maßnahme unter vielen. Sie hatten daher wohl nicht diesen klaren Fokus auf ihre Gesundheit.

Insgesamt kommen die Psychologen zu dem Schluss, „dass sich das AktivA-Training als Impulsprogramm eignet, um Erwerbslose vor allem im Hinblick auf die psychische Gesundheit zu stabilisieren und zu aktivieren.“

Wenn es also gelingt, erwerbslosen Menschen Sicherheit und Geborgenheit zu vermitteln, sind sie auch in der Lage, eine sichere Bindung aufzubauen, die wiederum für die erfolgreiche Integrationsbegleitung grundlegend ist.

Heute erzeugen Arbeitslosigkeit und ebenso prekäre Arbeit eine destruktive gesellschaftliche Dynamik. Ein unmittelbarer Zusammenhang besteht zwischen Wirtschaftskrisen, lang anhaltender Arbeitslosigkeit sowie Symptomen physischer und psychischer Erkrankungen.

Michael Melzer

<sup>1</sup> Der Ort Marienthal in Österreich entstand im Zuge der Industriellen Revolution als Arbeitersiedlung für eine neu gegründete Spinnerei. Durch den Konkurs der Fabrik während der Weltwirtschaftskrise verlieren rund 1500 Einwohner Arbeitsplatz und Lebensgrundlage. Als die Soziologen um Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel den Ort 1933 zum Anlass einer soziographischen Studie nehmen, treffen sie auf eine weitgehend isolierte Gemeinschaft, deren Mitglieder zu über 75% arbeitslos sind. „Die Arbeitslosen von Marienthal“ beschreibt die Auswirkungen ausgeprägter Massenarbeitslosigkeit gepaart mit kaum entwickelten Sozialsystemen und unter nahezu vollständigem Ausschluss äußerer Faktoren.

<sup>2</sup> Holleder (2009), Paul & Moser (2009), Murphy & Athanasou (1999)

## Das Sozialrecht:

### Permanent im Wandel – und dennoch stets bindend

**Wie kaum ein anderes Rechtsgebiet, ist das Sozialrecht permanentem Wandel unterworfen. Die Sozialpolitik beantwortet die Dynamik und Komplexität der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse mit einer Vielfalt und Fülle sich ständig ändernder Rechtsnormen und einer Flut neuer Rechtsvorschriften.**

Das Sozialrecht ist Teil des öffentlichen Rechts. Damit stehen sich öffentliche Verwaltung und Bürger nicht gleichberechtigt gegenüber, sondern sind in einem Verhältnis der Über- und Unterordnung. Als Querschnittsmaterie umfasst es vielzählige einzelne Rechtsgebiete und Rechtsvorschriften. Seit der Einführung des Sozialgesetzbuchs (SGB) im Jahr 1976 sind unter Sozialrecht die Rechtsbereiche zu verstehen, die in das SGB aufgenommen worden sind.

Allgemeine Regelungen sind enthalten in den Büchern des SGB I, X, und IV zum Verwaltungsverfahren, Datenschutz und zur Sozialversicherung sowie im SGB IX zum Recht der Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen.

Die besonderen Teile sind bislang enthalten im SGB II (Grundsicherung für Arbeitssuchende), SGB III (Arbeitsförderung), SGB V (Gesetzliche Krankenversicherung), SGB VI (Gesetzliche Rentenversicherung), SGB VIII (Kinder- und Jugendhilfe), SGB XI (Soziale Pflegeversicherung) und SGB XII (Sozialhilfe), sie sichern die Risiken bei Arbeitslosigkeit, Krankheit, Alter, Unfall und Pflege ab.

Aber auch außerhalb des SGB zählen beispielsweise Bundeskinder- und erziehungsgeldgesetz, Bundesausbildungsförderungsgesetz, Wohngeldgesetz, Bundesversorgungsgesetz, Opferentschädigungsgesetz, Impfschutzgesetz sowie das Sozialgerichtsgesetz zum Sozialrecht dazu.


Darüber hinaus spielen im Sozialrecht auch andere Rechtsquellen eine nicht unbeachtliche Rolle: Das EU-Gemeinschaftsrecht, das Grundgesetz, die Landesverfassungen, Bundesgesetze (z.B. das Betreuungsrecht) und Landesgesetze (wie das Landesheimrecht: Sächsische Betreuungs- und Wohnqualitätsgesetz und das Sächsische Kindertagesstättengesetz), aber auch Rechtsverordnungen, Richtlinien (z.B. Häusliche Krankenpflege,- Heil- und Hilfsmittelrichtlinie) sowie (Gesamt-)Verträge (z.B. Rahmenverträge im SGB XI und SGB XII).

Wie kann in dieser komplexen Rechtsmaterie die Bindung an Recht und Gesetz gelingen?

Diese Frage beantwortet das Grundgesetz: Art. 1 Abs. 3 GG bestimmt, dass die im Grundgesetz festgelegten Grundrechte die Gesetzgebung, die vollziehende Gewalt und die Rechtsprechung als unmittelbar geltendes Recht binden. Ferner ist in Art. 20 Abs. 3 GG festgeschrieben, dass die Gesetzgebung an die verfassungsmäßige Ordnung, die vollziehende Gewalt und die Rechtsprechung an Gesetz und Recht gebunden sind.

Doch enthalten die zum Teil mit heißer Nadel gestrickten Gesetze nicht selten unklare Regelungen, die Folgewirkungen zu anderen Rechtsvorschriften ungenügend beachten. Nicht selten geht das zu Lasten der betroffenen Antragsteller, Versicherten und Leistungsempfänger. Besonders auffällig ist das im SGB II, das unter „Hartz IV“ bekannt ist. Seit seiner Einführung vor zehn Jahren hat das SGB II mehr als 50 Gesetzesänderungen erfahren; das Bundesverfassungsgerichts hat mehrere Entscheidungen zur Frage der Verfassungsmäßigkeit insbesondere der Regelleistungen nach dem SGB II gefällt. Zudem hat das Bundessozialgericht schon über 500 Entscheidungen zur Auslegung einzelner Paragraphen des SGB II getroffen. Die Sozial- und Landessozialgerichte sind mit Anträgen im einstweiligen Rechtsschutz und Klagen gegen das Verwaltungshandeln der Behörden chronisch überlastet. Dies gilt nicht minder für die Behörden, die über die beantragten Leistungen nach dem neusten Stand der Rechtsänderungen und Urteile zu entscheiden haben. Leidtragende sind dabei vor allem die Leistungsberechtigten, deren Ansprüche rechtswidrig verweigert werden.

Was bedeutet dies für das diakonische Handeln? Damit in der Praxis die Bindung an Recht und Gesetz und die Durchsetzung der Rechtsansprüche gelingt, bedarf es Spezialkenntnisse und rechtzeitige Abstimmungen der inhaltlichen, betriebswirtschaftlichen und rechtlichen Professionen. Nicht zuletzt braucht es diakonie-politische Zielsetzungen und Strategien, um die Interessen diakonischer



Träger, aber auch die „sozialanwaltliche“ Vertretung der Betroffenen auf allen Ebenen gewährleisten zu können.

So muss bereits auf der Ebene der Gesetzgebung – beispielsweise bei Anhörungen zu Gesetzesentwürfen – Stellung bezogen und auf problematische Regelungen hingewiesen werden. Das hat die Diakonie Sachsen beispielsweise bei den Entwürfen zum Sächsischen Betreuungs- und Wohnqualitätsgesetz und zum Sächsischen Gesetz über die Hilfen und die Unterbringung bei psychischen Krankheiten getan.

Aber auch in Gremien auf Landesebene (wie z.B. in Schiedsstellen, Kommissionen und Arbeitskreisen) muss auf eine interessengerechte Auslegung von Rechtsvorschriften und Urteilen geachtet werden.

Ferner müssen Einrichtungsträger und Mitarbeitende regelmäßig über Neuregelungen oder wichtige Gerichtsentscheidungen informiert und beraten werden, wie z.B. zuletzt über das seit Januar 2015 geltende Pflegestärkungsgesetz I, die Sächsische Pflegeeinrichtungsverordnung und die Verordnung zum Sächsischen Betreuungs- und Wohnqualitätsgesetz. Dies geschieht per Rundschreiben, in Konventen und Fachveranstaltungen sowie durch Einzelberatungen. Oft sind infolge von Rechtsänderungen und Urteilen auch Vertragsänderungen notwendig – beispielsweise die Rahmenverträge und Musterverträge in der ambulanten und stationären Pflege.

Großer Beratungsbedarf besteht auch bei Einrichtungen und Diensten in der praktischen Umsetzung von Gesetzen und Urteilen sowie deren Anwendung durch die Behörden. Dies betrifft einerseits die eigenen Rechte der Träger, aber auch verweigerter Ansprüche Versicherter oder Leistungsberechtigter, die die Einrichtungen und Dienste pflegen oder betreuen. Es ist dann zu beraten, wer welche Rechtsmittel mit welcher Begründung einlegen sollte. Um das Recht durchzusetzen, begleiten wir auch Gerichtsprozesse. Derzeit beispielweise begleiten wir ein beim Landessozialgericht Sachsen anhängiges Verfahren zur Anerkennung der Tarifbindung bzw. der kirchlichen Arbeitsrechtsregelungen (AVR) in der Sozialhilfe sowie die Klagen vor den Verwaltungsgerichten zur Gebührenerhebung der Heimaufsicht bei der Regelüberwachung.

Gudrun Braun, Referentin für Sozialrecht



# Danke,

dass Sie auch 2014 ein großes Herz hatten und mit Ihren Spenden die wichtige Arbeit der ökumenischen Diakonie unterstützten!



## Spendenkonto der Diakonie Sachsen 2014

<b>Brot für die Welt</b> (Spendenkonto Sachsen)	<b>1.009.334,57 Euro</b> (inkl. 29.202,99 Euro der 20. Aktion Stollenpfennig)
<b>„Hoffnung für Osteuropa“</b>	<b>21.615,34 Euro</b>
<b>Solidaritätssparbrief „Eine Welt“</b>	<b>5.578,35 Euro</b>
<b>Diakonie Katastrophenhilfe</b>	<b>192.539,14 Euro</b>
<b>Hochwasser 2013</b>	<b>65.987,64 Euro</b>

# Satt ist nicht genug!

## Zukunft braucht gesunde Ernährung

### 56. Aktion Brot für die Welt

Sächsische Aktion Stollenpfennig startete vor historischem Bäckeraltar im Erzgebirge – Aufwind bei Spenden

Der neue Slogan von Brot für die Welt mag provokativ sein: „Satt ist nicht genug!“ Mancher mag denken, dass da ein Hilfswerk schon wieder die Ansprüche höher steckt – das entscheidende Problem des Hungers aber nicht gelöst ist. Dass alle Menschen genug zu essen haben, bleibt weiterhin vorrangig. Noch immer gibt es über 800 Millionen Hungernende auf der Welt, obwohl genug zu essen da wäre. Doch mit der ausreichenden Versorgung von Kalorien sind nicht alle Probleme gelöst. Für eine normale körperliche und geistige Entwicklung sind wichtige Nährstoffe wie Eisen, Jod oder Vitamine notwendig. Gerade in den südlichen Entwicklungsländern sind viele Menschen zu arm, um sich vielfältig zu ernähren. Ihre Ernährung ist so eintönig, dass es an wichtigen Mikronährstoffen dauerhaft mangelt. Experten sprechen von „stillem“ oder „verstecktem Hunger“. Die Folgen: höhere Müttersterblichkeit, Anfälligkeit für Krankheiten, Erblindung und Kinder, die in ihrer Entwicklung zurückbleiben.

Brot für die Welt setzt mit dem Thema Fehl- und Mangelernährung in den kommenden drei Jahren einen neuen Schwerpunkt. Traditionell startete die Kampagne bundesweit am 1. Advent – in Sachsen mit einem regionalen Eröffnungsgottesdienst in der St. Nicolaikirche Döbeln. Dort

predigte der frühere sächsische Ausländerbeauftragte und Pfarrer Heiner Sandig. Er sagte:

„Gottesglaube und Kampf gegen den Hunger – die beiden Dinge gehören zusammen in der Tradition des biblischen Glaubens“.

In der Predigt verwies er darauf, dass auch Christen manchmal ziemlich egoistisch seien. „Deshalb ist die Arbeit von Brot für die Welt und anderer Organisationen als Hilferufer für mehr Gerechtigkeit in der Welt so wichtig“.

Wie ungleich die Chancen auf der Welt verteilt sind, illustrierte in der Nicolaikirche die Ausstellung „Festtafel Eine Welt“. Ein großer, runder Tisch, reich gedeckt mit Leckerbissen – nur leider nicht für jeden. Die acht Stühle um die Tafel stehen für arme Länder wie Sierra Leone oder für das reiche Deutschland. Sie sind unterschiedlich hoch und symbolisieren den ungleichen Zugang zu Nahrung und Wohlstand. Wer nur einen niedrigen Stuhl abbekommt, muss sich lang machen, um irgendetwas zu erhaschen. Wer höher sitzt, kann in Ruhe aus allem auswählen.

Die Sachsen unterstützen Brot für die Welt seit langem zuverlässig. Erfreulich: 2014 gingen auf dem sächsischen Spendenkonto der Diakonie 1.009.334,57 Euro ein. Nach zwei Jahren wurde die Millionenmarke wieder geknackt. Zudem trug in der Adventszeit die Aktion Stollenpfennig die

Ideen von Brot für die Welt in das Land. Rund 600 Bäckereien stellten während der Adventszeit in ihren Geschäften und Filialen gut 1.500 Stollenpfennig-Dosen auf, in die Kunden ihr Wechselgeld vom Einkauf stecken konnten. Für besondere – auch mediale – Aufmerksamkeit sorgte die neuartige Eröffnung der Aktion.

Anders als in den Vorjahren startete sie nicht in einem Bäckerladen, sondern in einer Kirche. Als perfekter Ort erwies sich der 500 Jahre alte Bäckeraltar in der Annenkirche von Annaberg-Buchholz. Vor dem einst von Bäckern gestifteten Kunstwerk versammelten sich zu einer Andacht unter anderem Landesbischof Jochen Bohl, Superintendent Olaf Richter, Diakoniedirektor Christian Schönfeld und die Geschäftsführerin der sächsischen Bäckerinnung, Manuela Lohse. Fernsehen, Hörfunk, Zeitungen und Nachrichtenagenturen berichteten. Auch hier ein erfreuliches Spendenergebnis: Nach Abschluss der Aktion steckten in den Sammelbüchsen 34.625,85 Euro und damit ein neuer Rekordbetrag.

Marius Zippe



## Solidaritätssparbrief „Eine Welt“

### Hilfe von der Karibik bis zum Kaukasus

Nach einem Beschluss des Vorstands der Diakonie Sachsen fließen die Zinserlöse des Sparbriefs 2015/2016 in die Kaukasusrepublik Georgien. Dort unterstützt die Initiative „Menschen in Not“, die an die Kirchgemeinde Waldkirchen-Irfersgrün angebunden ist, Familien mit behinderten Kindern. Sie erhalten in Georgien kaum Förderung und die Kinder sind meist lebenslang auf die Versorgung in den Familien angewiesen. In einwöchigen Mutter-Kind-Seminaren erhalten die Kinder physio- und ergotherapeutisches Training. Die Mütter erhalten Anleitungen für die Übungen, um ihre Kinder zu Hause weiter fördern zu können.

Die Zinsen aus dem Solidaritätssparbrief „Eine Welt“ von 2014 kommen erneut dem Centro Memorial Dr. Martin Luther King in Havanna zugute. Die Einrichtung, die Teil der Baptistengemeinde im ältesten Arbeiterviertel Havannas ist, wurde bereits mit den Erlösen von 2013 in Höhe von über 7.200 Euro gefördert, 2014 kamen 5.578 Euro zusammen. Das Geld fließt in die Bildungsarbeit. Dafür gibt es großen Bedarf. Auch in Kuba geraten alte Werte ins Wanken, Menschen stellen viele Fragen und suchen Orientierung. Das Centro will Menschen befähigen, sich aktiv in das Gemeinwesen einzubringen. In den Bildungsreihen geht es um Fragen der Bibel, Liturgie, Umwelt, die Vergabe von Landnutzungen oder die Ausbildung von Trainern für Gebiete mit wenig Bildungsangeboten. Inhalte und Ideen sollen möglichst in das gesamte Land getragen werden. Dort sollen Multiplikatoren weitere Interessierte und Gemeindemitglieder theologisch und in kirchlicher Gemeinwesenarbeit schulen. Mit den Erlösen aus dem Solibrief, der in Zusammenarbeit mit der Bank für Kirche und Diakonie – LKG Sachsen aufgelegt wird, wurden Workshops, lokale Tagungen, Besuche in den Regionen sowie mehrere Treffen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern finanziert. Für das Centro engagiert sich in Sachsen der Freundeskreis Martin Luther King Zentrum, der bei der Arbeitsstelle „Eine Welt“ der sächsischen Landeskirche angesiedelt ist.

Marius Zippe



## Für ein selbstbestimmtes Leben

### Jugendliche mit Behinderung trainieren die kleinen Dinge des Alltags

#### 21. Aktion Hoffnung für Osteuropa – Wegweisende Sozialarbeit an den Südausläufern des Urals

Die Spendensammlung Hoffnung für Osteuropa kommt an ihre Grenzen – zumindest im geografischen Sinne. Kirchengemeinden der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens sammelten bei der 21. Aktion 2014, die am 9. März mit einem Gottesdienst in der Dorfkirche Oßling (Kirchenbezirk Bautzen-Kamenz) eröffnet wurde, Geld für Jugendliche mit Behinderung im südrussischen Orenburg. Von Sachsen aus liegt die Stadt über 3.000 Kilometer entfernt an den Südausläufern des Urals, der Europa und Asien voneinander trennt. Orenburg ist Heimat einer kleinen evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde und des Diakonischen Zentrums „Berührung“.

Das Zentrum fördert Kinder, Jugendliche und Heranwachsende mit geistiger oder körperlicher Behinderung und hat in der Region eine Vorreiterrolle übernommen. Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf der Arbeit mit autistischen Jugendlichen. Familien mit behinderten Kindern sind in Russland meist auf sich gestellt und erhalten kaum Förderung. Dennoch fand die Arbeit des Diakonischen Zentrums unter seiner Leiterin Natalia Kaliman bei den Behörden Anerkennung. Sie stellten weitere Räume zur Verfügung.

Ein wichtiges Anliegen des Zentrums ist die Teilhabe von Menschen mit Behinderung am alltäglichen Leben. In dem Förderprojekt „Sorge für sich selbst und Sorge für den



Nächsten“ sollen Kinder und Jugendliche an ein möglichst eigenständiges Leben mit Betreuung herangeführt werden. Sie sollen die kleinen aber notwendigen Dinge des Alltags mittels professioneller Betreuung, Erziehung und Unterricht erlernen. Zum Beispiel geht es um Körperhygiene, Reinigung und Ordnung, Gesundheitsvorsorge, Essenszubereitung oder die Gestaltung der Freizeit. Die Spenden der Aktion Hoffnung für Osteuropa werden unter anderem für

#### Die AG Orenburg des Kirchenbezirks Bautzen-Kamenz

Zwischen der sächsischen Landeskirche und der evangelisch-lutherischen Kirche in Orenburg besteht seit 1999 eine Partnerschaft. Sie wird vom Kirchenbezirk Bautzen-Kamenz über die AG Orenburg wahrgenommen. Der Orenburg-Gruppe gehören gut ein Dutzend Mitglieder an. Sie treffen sich mehrmals im Jahr, das Engagement ist ehrenamtlich. Die AG hat neben der Partnerschaft zur Kirchengemeinde auch die Begleitung des Diakonischen Zentrums in Orenburg übernommen und es erfolgen jährliche Besuche in der südrussischen Stadt. Außerdem konnten über persönliche Kontakte Kooperationspartner in den Niederlanden für das Diakonische Zentrum gewonnen werden.

Personal und Arbeitsmaterialien benötigt. Insgesamt kamen 21.615,34 Euro zusammen.

Marius Zippe

## Alte Schäden und neue Krisen

### Projekte der Diakonie Katastrophenhilfe Sachsen

**Für jene, die fern der Flüsse wohnen, ist die Juniflut von 2013 fast vergessen. Doch bei vielen Bewohnern an Elbe, Mulde und anderen Flüssen hat die Naturkatastrophe bleibende Spuren an Psyche und Häusern hinterlassen. Nach dem Hochwasser von 2002 wurden viele zum zweiten Mal heimgesucht und längst sind nicht alle Schäden beseitigt.**

2014 gingen bei der Diakonie Sachsen nochmals 65.987,64 Euro Spenden für den Wiederaufbau ein. Das mobile Flutteam des zentralen Diakonie-Fluthilfebüros in Magdeburg setzte seine Arbeit fort. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter berieten Geschädigte, wie sie staatliche Hilfe der Sächsischen Aufbaubank (SAB) oder Spenden der Diakonie Katastrophenhilfe erhalten können, um ihre Häuser wieder herzurichten. Oft half schon, wenn einfach jemand da war, der ein offenes Ohr für das Erlebte hatte.

Auch im Jahr nach dem Hochwasser lebten viele Menschen in den Flutgebieten in halbfertigen Häusern oder kahlen Wohnungen. Geschädigte Kleinunternehmen rangen um ihre Existenz. Dennoch verlief die Auszahlung möglicher staatlicher Hilfen schleppend. Die Bürokratie mit ihren Formularen, Nachweisen und Gutachten überforderte viele Menschen. Weitere Mitarbeiter verstärkten das mobile Flutteam, um Bedürftige zu beraten.

Bis Ende 2014 wurden auf dem Gebiet der Diakonie Sachsen rund 3,368 Millionen Euro an Spenden für Soforthilfe und Wiederaufbau ausgezahlt. Das Geld floss an Vereine und soziale Einrichtungen, Gewerbetreibende oder wurde für den Ersatz von Inventar und die Wiederherrichtung von selbstgenutztem Wohneigentum eingesetzt. In der Summe stecken auch über 367.000 Euro für Freiwillige Feuerwehren. Die Diakonie engagiert sich für die Katastrophenvorsorge und stellte zusätzliche Ausstattung – darunter Sandsack-Füllmaschinen, Rettungsboote, Pumpen – zur Verfügung. Das Programm soll fortgesetzt werden, denn die Erfahrung zeigt: Häufig sind die ehrenamtlichen Helfer im Katastrophenfall die Ersten am Ort. Gerade bei Überschwemmungen ist Spezialausrüstung notwendig, um größere Schäden zu verhindern. Doch in den Kommunen fehlt oft das Geld dafür.

Ende 2014 lief für Private und Gewerbetreibende die Frist für Anträge auf staatliche Fluthilfe ab. Aufgrund der Öffentlichkeitsarbeit zuvor richteten sich viele Flutgeschädigte mit Fragen an die Diakonie. Die Zahl der Hilfsanträge bei der SAB stieg zum Jahresende sprunghaft an und auch bei der Diakonie gingen vermehrt Anträge ein. Bei Schäden über 5.000 Euro spielte die Entscheidung über einen SAB-Antrag bislang eine wesentliche Rolle für die Vergabe von Spenden. Seit 2015 bieten Diakonie, Caritas und DRK unabhängig von der SAB Beratungen für Flutopfer und finanzielle Hilfe an.

„Im Gegensatz zur Flut 2002 waren die Anstrengungen für den Wiederaufbau wesentlich gedämpfter. Es ist mittlerweile offensichtlich, dass es sich bei sogenannten „Jahrhundertfluten“ um Ereignisse handelt, die innerhalb einer Lebensperiode wiederholt auftreten können.“

Und Bürger in Ortschaften zum Bleiben zu ermutigen, die mittlerweile mehrfach von einer Flut betroffenen waren, ist schwer. Insbesondere die ältere Generation stellt sich die Frage, ob sie in der Lage ist, eine mögliche weitere Flut sowohl körperlich als auch finanziell zu bewältigen.

Dazu die Frage, ob die Kosten für eine entsprechende Versicherung auch im Alter noch aufgebracht werden kann. So werden neben den finanziellen Folgeschäden vor allem die psychischen Spätfolgen aller Beteiligten noch über Jahre beschäftigen.“

Stefan Schröder  
Koordinator der Fluthilfe

Prägend für das Jahr 2014 war vor allem die Ballung von Krisen, Kriegen und Katastrophen. Die Stichworte lauten: Ukraine, Syrien, Irak, Balkanflut oder die Ebolaseuche in Afrika. Gewalt und Zerstörung trieben Millionen Menschen in die Flucht. Für die Nothilfe im Ausland gingen bei der Diakonie Sachsen 192.539,14 Euro an Spenden ein. Im Mai weckte die Flutkatastrophe in Serbien und Bosnien-Herzegowina Erinnerungen an die heimischen Hochwasser. Tagelanger Dauerregen sorgte auf dem Balkan für schwere Überschwemmungen mit vielen Toten.

Die Diakonie rief zu Spenden für die Geschädigten auf. Es folgte im Sommer ein weiterer Hilferuf für die Flüchtlinge im Irak, nachdem die radikalen Kämpfer des „Islamischen Staats“ immer größere Gebiete unter ihre Kontrolle gebracht hatten. Viele Kirchgemeinden sammelten daraufhin Geld und ebenso öffneten Einzelspender ihre Portmonees. Bis zum Jahresende wuchs die Summe für die Geschädigten der Balkanflut auf 53.905,14 Euro, für den Irak kamen 47.923,53 Euro zusammen.

Ein dritter großer Teilbetrag in Höhe von 45.325,60 Euro wurde für die Opfer des Taifuns Haiyan auf den Philippinen Ende 2013 gesammelt. Insgesamt gab es gut ein Dutzend Spendenzwecke, darunter auch für die Nothilfe Syrien (15.991,31 Euro) oder die Opfer der Ebolaseuche in Afrika (6.225,50 Euro).

Marius Zippe

**Diakonie**   
Katastrophenhilfe



### **Diakonie Projekt im Irak**

Die Verteilung von Lebensmitteln an irakische Vertriebene in der Stadt Erbil. Die Familien sind vor dem Vormarsch des IS (Islamischer Staat) aus der Umgebung von Mossul geflohen. Die Eimer enthalten Grundnahrungsmittel wie Linsen, Bulgur, Speiseöl, Tee, Zucker, Dosentomaten.

Fotonachweis: Greg Brekke/Diakonie Katastrophenhilfe



# Zahlen und Fakten

## Statistik Diakonie im Freistaat Sachsen 2014

<b>Mitgliedsorganisationen</b>		<b>170</b>
<small>(Stand Ende 2014)</small>		
davon	Diakonisches Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens e.V.	149
zzgl.	andere Diakonische Werke mit Tätigkeit auf dem Territorium des Freistaates Sachsen:	
	Diakonisches Werk Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V.	16
	2 Träger sind sowohl beim DWS als auch beim DW BO Mitglied (Doppelmitgliedschaft)	
	Diakonisches Werk Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland e.V.	7

<b>Mitarbeiter (Personen)</b>		<b>22.000</b>
<small>(Mitarbeiterdaten der Stichtagserhebung zum 01.01.2014)</small>		
Mitarbeiter der Träger mit Doppelmitgliedschaft wurden dem DW zugeordnet, auf dessen Territorium sich die Einrichtung befindet		
davon	Diakonisches Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens e.V.	19.794
	davon Teilzeitbeschäftigte	14.729
zzgl.	andere Diakonische Werke mit Tätigkeit auf dem Territorium des Freistaates Sachsen:	
	Diakonisches Werk Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V.	1.949
	davon Teilzeitbeschäftigte	1.588
	Diakonisches Werk Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland e. V.	257
	davon Teilzeitbeschäftigte	231

<b>Einrichtungen/Leistungsangebote</b>		<b>2.005</b>
<small>(mit Selbsthilfegruppen, ohne Geschäftsstellen, ohne FV Kita, Stichtag 01.01.2014)</small>		
Für Träger mit Doppelmitgliedschaft wurden deren Einrichtungen dem DW zugeordnet, auf dessen Territorium sie sich befinden		
davon	Diakonisches Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens e.V.	1.822
zzgl.	andere Diakonische Werke mit Tätigkeit auf dem Territorium des Freistaates Sachsen:	
	Diakonisches Werk Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V.	156
	Diakonischen Werk Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland e. V.	27

**Auszug aus der Gesamtstatistik Diakonie im Freistaat Sachsen** (Stand 01.01.2014) incl. Außenstellen von Beratungsstellen

<b>Gesundheitshilfe</b>	Angebote	Mitarbeiter
Krankenhäuser incl. Fachkliniken für Suchtkranke	15	2.707
<b>Kinder- und Jugendhilfe</b>		
Kindertagesstätten, auch integrative (incl. Einrichtungen der Kirchengemeinden, ohne Horte)	256	2.746
Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit (Tagesfreizeitstätten, Mobile JSA, Streetwork, Schulsozialarbeit...)	76	180
Jugendberufshilfe, Arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit, BGJ/BVJ	32	244
Sozialpädagogische Familienhilfe	18	76
Kinderheime, Betreutes Wohnen, Außenwohngruppen (SGB VIII § 34 evtl. in Vbdg. mit 35 a)	66	624
Ambulante Maßnahmen im Rahmen der Jugendgerichtshilfe	9	23
<b>Familienhilfe</b>		
Familienzentren/-bildungsstätten, Mehrgenerationenhäuser	20	33
Familienferienstätten mit Vollpension (incl. Einrichtungen außerhalb Sachsens)	12	60
Ehe-, Familien- und Lebensberatung (incl. Projektstellen mit 4 Wochenstd.)	17	20
Erziehungsberatung	25	86
Schwangerschafts(konflikt)beratung	22	54
Frauen- und Kinderschutzhäuser	1	3
<b>Altenhilfe</b>		
Seniorenbegegnungsstätten	19	31
Diakonie-Sozialstationen	92	2.304
Betreutes Wohnen für Senioren	57	58
Tagespflegeeinrichtungen	29	123
Alten- und Altenpflegeheime	117	5.660
Ambulante Hospizdienste	18	36

<b>Behindertenhilfe</b>	Angebote	Mitarbeiter
Beratungsstellen für Menschen mit Behinderungen und deren Angehörige	19	28
Frühförder- und Beratungsstellen	13	60
Ambulant betreutes Wohnen für behinderte Menschen	36	96
Werkstätten für behinderte Menschen (incl. Zweigwerkstätten und Außenstellen)	40	950
Wohnstätten/-heime für behinderte Menschen (incl. Wohnpflegeheime, ohne AWG)	63	1.624
<b>Hilfen für chronisch psychisch Kranke:</b>		
Psychosoziale Kontakt- und Beratungsstellen	13	42
Ambulant betreutes Wohnen für chronisch psychisch kranke Menschen (incl. AWG)	20	58
Wohnstätten/-heime für chronisch psychisch Kranke (incl. AWG)	31	220
<b>Hilfen in besonderen sozialen Situationen</b>		
Allgemeine soziale Beratung	32	35
Bahnhofsmissionen	3	3
Suchtberatungsstellen/Beratungsstellen für Straffällige und Haftentlassene	50	146
Beratungsstellen für Aussiedler, Ausländer, Asylsuchende	8	12
Schuldnerberatungsstellen	19	39
Beschäftigungs- und Qualifizierungseinrichtungen für Arbeitslose	27	93
Betreuungsvereine	8	72
Beratungsstellen der Wohnungslosenhilfe	7	12
TelefonSeelsorge	6	13
<b>Ausbildung/ Fort- und Weiterbildung</b>	18	135

# Diakonisches Werk

## Ausgewählte Daten der Jahresrechnung 2013

### Ausgewählte Daten der Jahresrechnung 2013 in Euro

<b>Einnahmen</b>	
Zweckgebundene Zuschüsse	1.433.595,53
Zuwendungen Landeskirche	5.476.000,00
Mitgliedsbeiträge	582.771,41
<b>Ausgaben</b>	
Direkte Zuschüsse für diakonische Arbeit der Mitglieder	2.398.120,00
Personalkosten, incl. Projekte	3.714.182,53
Betriebsbedingte Sachkosten	1.215.236,99

### Sammlungen, Spenden und Kollektionen für Projekte der Mitglieder in Euro

<b>Straßensammlungen</b>	<b>2014</b>
Und plötzlich musste ich pflegen – Unterstützung von pflegenden Angehörigen	102.447,17
Kostenlos, aber nicht umsonst – Ehrenamtliches Engagement	151.491,76
	<b>253.938,93</b>

<b>Kollekten</b>	
Kirchlicher Hilfsfonds	92.880,19



## Impressum

### Herausgeber

Diakonisches Werk der  
Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens e.V./  
Diakonisches Amt

### Vorstand

Christian Schönfeld  
Werner Frank Scheibe  
Friedhelm Fürst

### Verantwortlich

Christian Schönfeld,  
Vorstandsvorsitzender

### Redaktion

Sigrid Winkler-Schwarz

### Fotos

Alexander Türk  
Dietlinde Büttner  
Lars-Christian Trommer  
Brunhild Bergt  
Sigrid Winkler-Schwarz  
Matthias Möller  
[www.fotolia.com](http://www.fotolia.com)

### Autoren

Tilman Beyer  
Babett Bitzmann  
Gudrun Braun  
Helmut Bunde  
Albrecht Engelmann  
Kathrin Engelmann  
Nadja Helmer  
Kerstin Jahn  
Wilfried Jeutner  
Rotraud Kießling  
Michael Melzer  
Hans-Jürgen Meurer  
Roswitha Mildner  
Stefan Mühl  
Miriam Müntjes  
Werner Müller  
Christoph Schellenberger  
Birgit Schuchardt  
Uta Werner  
Sigrid Winkler-Schwarz  
Marius Zippe

### Gestaltung und Druck

WDS Pertermann GmbH  
[www.wds-pertermann.de](http://www.wds-pertermann.de)

## Ein Dankeschön

an alle, die uns 2014  
unterstützt haben.

**Diakonisches Werk der  
Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens e.V./  
Diakonisches Amt**

Obere Bergstraße 1

01445 Radebeul

Telefon: (0351) 83 15 - 0

Telefax: (0351) 83 15 - 400

E-Mail: [info@diakonie-sachsen.de](mailto:info@diakonie-sachsen.de)

Internet: [www.diakonie-sachsen.de](http://www.diakonie-sachsen.de)